

durch
Zauber
Welt
ciners,
ealität;
atbaren
Bestalt,
hätte,
te der
berum
gs mit
z ähn-
e brin-
welche
machen
hmun-
Sangen
genden
on den
thand-
eines
tsnacht
en Zu-
ige er-
; die
nsinnig
g des
m feu-
ttelbar
für die
lich zu
Mode-
e, der
erdient.
n kön-
en und
so be-
nischen
gründet
er Ge-
nt Ru-
fm.



Nr. 25.	Erscheint Sonnabends und ist in der Post-Zeitungspreislifte unter Nr. 1738 eingetragen.	Berlin, den 22. März.	Abonnementspreis bei der Post oder im Buchhandel vierteljährlich 3 Mark.	1890.
---------	---	-----------------------	--	-------

Inhalt: Die talentvolle Frau. Novelle von Robert Misch. — Graf Saint-Simon-Sandricourt, der Vater des Sozialismus. Von Arthur Klein Schmidt. (Schluß). — Das französische Offiziercorps von heute. Von Hauptmann a. D. Max Elman. (Schluß). — Gedichte in Prosa. Von Cla Hansson. (Schluß). — Über Neurechtsliche. Von Dr. Gregor Neumer. — Sterbende und werdende Bühnenpoesie. Von Paul Schenker. — Jolas neuester Roman. Von F. M. — Kleine Kritik.

Die talentvolle Frau.

Novelle

von

Robert Misch.

Brausend tönte die Orgel, als sie am Arm des Bräutigams dem Altare zuschritt. Um sie her summt und flüsterte es: „Welch ein Glück sie macht!“

„Und dabei ist sie gar nicht hübsch!“

„Hübsch? Häßlich, häßlich ist sie!“

„Das kann ich nicht finden!“ mischte sich ein Herr ins Gespräch, der unter der Menge stand. „Sie hat schöne und geistvolle Augen!“

Achselzuckend wendeten sich die beiden Damen ab. Wie konnte man Asta Wenthaus schön finden! Die ganze Stadt, zum mindesten der weibliche Teil derselben war darüber einig, daß sie es nicht war, und daß die arme Professorenwaise ein außerordentliches, eigentlich unverdientes Glück gemacht habe.

Er war nicht mehr ganz jung, in den ersten Vierzigern, und die erfahrenen Mütter hatten ihn schon längst von der Liste gestrichen, aber immerhin noch eine begehrenswerte Partie. Gut — gut wie Brot nannte ihn die Geheimrätin Köberling, die noch drei lebige Töchter unterzubringen hatte, — liebenswürdig und vor allem reich! Allenius war der Inhaber des ältesten und solidesten Bankhauses der Provinz. Sein Auseres passabel, durchaus stattlich! Wer verlangt mehr von einem Manne! Warum er nicht heiraten wollte, darüber hatten sich zehn Jahre früher, als die jungen Balldamen von heute noch ganz kurze Kleidchen trugen und mit Puppen spielten, alle Mütter und — Töchter den Kopf zerbrochen. Die Romantischen behaupteten, weil er eine unglückliche Liebe im Herzen trage. Die anderen, darunter die meisten Männer, verwarfen das und nannten ihn ganz einfach ehefeu, was die Frauen mit „eingesleichter Junggefelle“ übersetzten.

Und nun so plötzlich diese Neigung, die schnell und unaufhaltsam ausbrach! Eines Tages war er nicht mehr im Kasino erschienen, wo er sonst regelmäßig von 4—6 Uhr sein Partietischen zu machen pflegte. Als das andauerte, ging einer im Auftrag der Freunde zu ihm. Allenius war ganz wohl, nur etwas verlegen und schügte dringende Geschäfte vor. Plötzlich tauchte die unglaubliche Mär auf, er sei täglicher Theegast bei der Professorin Wenthaus. Man legte sich auf die Lauer: das Unglaubliche war ein Faktum. Ehe man aber noch so recht zu munkeln begann, kamen schon die goldgeränderten Karten. Es war vor zwei Monaten; heute schritt er bereits zum Altar. Er hatte es eilig, meinten die Mütter; niemand würde ihm Asta streitig machen. Unter den Frauen fand sich auch nicht eine, die ihr „das Glück“ gönnte, eher unter den Männern, von denen vereinzelte Luertöpfe und Oppositionsmenschen sie sogar ein interessantes und geistvolles Mädchen nannten. Das allein hätte genügt, sie bei ihrem eigenen Geschlecht unmöglich zu machen, das sich zwar vor der Schönheit beugt, den Geist aber, solange er sich nicht in anerkannten, glänzenden Thaten kundgegeben hat, einem jungen Mädchen nie verzeiht.

„Sie will sich interessant machen! — O, das hat sie schon in der Schule verstanden!“ sagten ihre „Freundinnen,“ wenn sie dann und wann einmal in ihren Gesellschaften erschien.

Für die Frauen war sie damit gerichtet, und auch die Mehrzahl der Männer zog es vor, ihren hübschen Freundinnen den Hof zu machen, statt sich mit der „ernsten, langweiligen Person“ in gelehrte Diskussionen einzulassen. Die paar Gescheiteren ärgerte es höchstens, wenn diese impertinente, gelehrt sein wollende junge Dame ihre geistige Oberhoheit nicht anerkannte. —

Die Kutschen rollten davon. Aus war's, ganz aus! Wieder einer weniger, auf den man doch noch im innersten Herzenskammerchen Hoffnungen gesetzt hatte!

Die Hochzeit wurde ganz still und klein begangen. So hatte es Asta gewünscht, so entsprach es auch seinen Neigungen. Nur wenige engste Freunde des Bräutigams; von ihr die

Mutter und zwei alte Tanten; dazu der Pastor, sein Arzt und sein Procurist! Aber lustig waren sie darum nicht minder, wenigstens er und seine Freunde — etwas stiller die junge Frau! Er begriff es wohl. Für ein Weib der wichtigste Schritt des Lebens! Dazu die Angst vor dem unbekanntem Etwas, vor dieser Ehe, über die die jungen Mädchen so viel sprechen, und von der sie so wenig wissen!

Er fühlte sich so glücklich, so glücklich!

Gerade als ihm dieser Gedanke durch den Kopf schoß — er hatte eben sein Champagnerglas an das seines Weibes . . . „seines“ Weibes angeklirt — erhob sich der Sanitätsrat und gab demselben lauten Ausdruck.

„In unserer materiellen Zeit, in der nur der Besitz den Besitz freit, endlich wieder eine auf der ideellen Grundlage der Liebe basierte Ehe!“ so ungefähr begann der joviale, alte Herr-Simmerlich dachte der schalkhafte Gourmand und Weinkenner, daß zum Glück auch die materielle nicht fehle und sich hoffentlich in zahllosen, guten Dinners offenbaren würde.

Er schloß mit einer Aufzählung der beiderseitigen Vorzüge. „Auf der einen Seite der gefestete Sinn, der erfahrene, durchs Leben gereifte Gatte, der die zarte Blume, die der Sonne bedürfe, der Sonne der Liebe und des Geistes, in seinem Garten hegen und pflegen würde . . .“

Der Pastor und die Mama zerdrückten eine Thräne der Rührung; Allenius zuckte und friebelte es bedenklich in der Nasenspitze, aber er bezwang sich; die anderen lächelten oder dachten gar nichts; alle aber fielen sie in das brausende Hoch ein und stießen jubelnd mit den Gläsern zusammen.

Und Asta? Sie hatte es ja selbst so gewollt, sie hatte seine bald deutlicher werdende Neigung ermutigt, sie hatte ohne Zögern eingewilligt, die Seine zu werden. Der Mutter, die von der schmalen Witwenpension leben mußte und von den geringen Einnahmen, die einige Kommentare zu lateinischen Klassikern aus der Feder des verstorbenen Gatten abwarfen, war der wohlhabende Schwiegerjohn höchst willkommen. Dennoch hatte sie der Tochter die Frage vorgelegt, ob sie denn die Neigung dieses Mannes erwidere.

„Ich kann ihn ganz gut leiden!“ hatte Asta darauf entgegnet. „Asta, das genügt nicht!“

„O doch, Mama! Wer glaubt heute noch an die alles verzehrende Flamme? Das ist unmodern! Die meisten Ehen werden ja überhaupt nur aus Berechnung und aus Standesrücksichten geschlossen. Es ist schon eine Ausnahme, wenn man sich gern hat. Und ich habe ihn gern, er ist mir angenehm, sympathisch!“

Wie hätte er ihr auch nicht gefallen sollen, der sie bewunderte wegen ihres Geistes, verehrend zu ihr aufschaute wegen ihres reichen Wissens, das seiner Durchschnittsbildung bedeutend überlegen war! Wie das wohl that! Sie hatte das spöttische Achselzucken der jungen Herren, das Nicken der jungen Mädchen, wenn sie in einer Gesellschaft von ihnen forttrat, wohl bemerkt; sie hörte ordentlich das Wort: „Blaustrumpf!“ Als sie sich darauf ganz in sich selbst zurückzog, da nannte man sie unliebenswürdig und grillenhaft. Daß sie nicht schön war, wußte sie auch; nur auf ihre dunkelbraunen Augen, die klug und feurig in die Welt blickten, war sie ein wenig eitel. Ubrigens hatte sie sich bereits mit dem Gedanken vertraut gemacht, eine alte Jungfer zu werden, wenn auch erst nach schweren

Kämpfen. Eine brennende Sehnsucht nach dem Glück und den Gütern des Lebens verzehrte sie. Aus dem Einerlei ihres engen Daseins schute sie sich in die große Welt, in deren Künstler- und Gelehrtenkreise. Auch der Reichtum an sich schien ihr begehrenswert; ein angeborener Schönheitsinstinct trieb sie zu Glanz und Luxus. Sie verkam in dieser Atmosphäre bürgerlicher Nüchternheit und Kleinlichkeit, in der geistigen Enge der Mittelstadt. Nur ein Mann vermochte sie hinauszuführen. Aber selbst diejenigen, die ihr nur eine behaglich-sichere Existenz bieten konnten, verschmähten sie. Wie hätte sie da jemals auf Erfüllung ihrer Träume hoffen können! Und Allenius bot ihr das alles. Was noch fehlte, wollte sie sich schon erkämpfen. Sie verschwieg es ihm wohl, aber sie war entschlossen, es durchzusetzen: daß er ganz oder wenigstens für die Wintermonate in die Hauptstadt des Deutschen Reiches übersiedelte.

Allenius hatte seine Villa in der gartenreichen Vorstadt nach ihren Wünschen neu einrichten lassen. Was sie davon zu Gesicht bekommen — es war noch nicht alles vollendet — hatte ihr vor Freuden das Herz klopfen gemacht. Das Rest ihrer Träume!

Es war Anfang März. Sie gingen zunächst nach Italien. Sobald es dort zu heiß wurde, wollten sie in die Schweiz flüchten.

Und während oben die Gäste lachten und dem Champagner zusprachen, schlüpfte sie unter Beihilfe der Mutter und der Tanten in ihr Reisefleid. Dann fuhr der Wagen vor. Endlich hinaus in die Welt!

In Florenz machte das junge Paar die erste längere Station. Asta sprach von mindestens drei Wochen, die sie hier den Kunstschätzen widmen mußten. Es störte ihm eigentlich seine Pläne. Wie lange würden sie dann erst in Rom verweilen! Er konnte sich zwar auf seinen Vertreter verlassen, aber es standen demnächst wichtige finanzielle Transaktionen bevor, bei denen er beteiligt war. Er hatte es sich so schön ausgemalt, den Sommer an ihrer Seite in seiner lauschigen Villa zu verleben, wo jeder Komfort ihnen zur Verfügung stand. Aber Astas Wille war auch der seine; ihr überlegener Geist hatte den seinen geradezu hypnotisiert.

Mit Andacht lauschte er ihren Erklärungen, wenn sie vor den ältesten Bildern in das größte Entzücken ausbrach und ihm nun spaltenlange Vorträge über den Maler, seine Zeit, seine Schule und seine Intentionen und über die Geschichte des Bildes hielt. Er stand verklärten Antlitzes neben ihr, auch wenn er kein Wort verstand, und unterdrückte standhaft das Gähnen. Hätte er nur ebenso seinem Magen Schweigen gebieten können! Als er sich einmal eine diesbezügliche Bemerkung erlaubte — sie trieben sich schon seit fünf Stunden in den Offizien herum — hatte sie ihn star angesehen, verächtlich mit den Achseln gezuckt und war dann schweigend neben ihm dem Ausgang zugehritten. Den ganzen Tag konnte er ihr kein freundliches Lächeln mehr entlocken. Wenn er einmal seine Unwissenheit in Kunstdingen durch eine naive Bemerkung verriet, blickte sie ihn so seltsam an, als ob sie ihn fragen wollte: „Bist Du mein Mann?“ Er hatte sich eigentlich seine Hochzeitsreise ganz anders vorgestellt. Aber wenn sie dann wieder ihren Arm in den seinen schob und so lieb und gescheit zu plaudern wußte, dann fühlte er sich unendlich glücklich, einen solchen Schatz sein zu nennen.

Im Hotel hatten sie die Bekanntschaft eines jungen Ehepaars gemacht, das seit zwei Jahren vermählt war. Asta erinnerte sich, den Namen Stillsfried bereits gelesen zu haben. Er war Schriftsteller, Novellist und Dramatiker. Das Theater hatte sich ihm zwar bisher spröde verschlossen, aber novellistische Arbeiten seiner Feder waren in vornehmen Familienzeitschriften erschienen. Man fing an, ihn zu nennen. Stillsfrieds machten in Berlin ein großes Haus, da die junge Frau sehr vermögend war, wie ein Berliner Herr, ein alter Bekannter Allenius', diesem erzählte. Sie sei seit ihrem zehnten Jahre Waise und habe ihren zahlreichen Bewerbern den jungen Dichter vorgezogen, den sie ganz gegen den Willen des ehemaligen Vormundes endlich heiratete. Sie betete ihn an und glaubte mit unerschütterlicher Gewißheit an seine große Zukunft. Als selbstverständlich sprach sie davon. Wendungen wie: „Wenn mein Mann erst durchgedrungen ist . . . wenn er erst einen großen Namen hat . . .“ entschlüpften ihr fast täglich.

Der junge Dichter schrieb hier seinen ersten Roman — natürlich aus dem Leben der Reichshauptstadt. Um dem gesellschaftlichen Treiben zu entfliehen, hatte er sich nach Florenz zurückgezogen.

Einige deutsche Künstler, die in der Arnstadt ihren Studien oblagen, fanden sich dazu. Es war ein anregender Kreis, in dem Asta den Mittelpunkt bildete.

Allenius drängte endlich zur Abreise, da sie doch wenigstens noch Rom sehen wollten, ehe die heiße Jahreszeit sich einstellte.

„Wir werden im nächsten Winter nach Rom gehen!“ meinte Asta. „Wir sind doch keine Hochzeitsreisenden, die Italien mit dem Baedeker in der Hand in vierzehn Tagen durchfliegen wollen, um «alles» gesehen zu haben!“

So blieben sie denn. Einem engeren Kreise las Stillsfried zuweilen das eben beendete Kapitel seines Romans vor. Er machte Eindruck damit; das Werk versprach wirklich bedeutend zu werden. Asta nahm den lebhaftesten Anteil daran. Der Dichter trug, ungleich den meisten seiner Kollegen, meisterhaft vor. Es durchbelebte sie fesselt, wenn er mit seiner warmen, tiefen Stimme die Gestalten seiner Phantasie belebte, wenn sie dieselben immer runder und plastischer herauswachsen sah. Wie anregend war das, und wie stolz machte es sie, der Entstehung eines so bedeutenden Werkes beizuwohnen!

Und auch Stillsfried fühlte sich angeregt. Asta besprach die Entwicklung der Charaktere, die Ausgestaltung des Planes mit ihm; ja, sie opponierte ihm sogar, gab ihm neue Gedanken und machte ihn auf Lücken und psychologische Fehler aufmerksam, während seine eigene Frau alles gut hieß, was er ihr erzählte. Das ewige „Ja“ wurde ihm auf die Dauer langweilig, wenn es dem eiteln Dichter auch bereits zum Bedürfnis geworden war, sich beständig von seinem Weibe bewundern zu lassen.

Allenius fühlte sich dagegen nicht mehr ganz wohl in diesem Kreise, dessen Interessen er nur sehr oberflächlich teilte. Er wäre lieber mit seiner jungen Frau allein gewesen. Auch eine gewisse Langeweile an der „Reihe von schönen Tagen“ überkam ihn, Sehnsucht nach seiner gewohnten Thätigkeit, nach den Freunden und dem lauschigen Heim. Aber er hatte Asta so fest versprochen, den größten Teil des Sommers in der Schweiz zu verleben, daß er diese Gedanken ängstlich in sich verschloß.

Eines Tages gab es den ersten Zanf zwischen ihnen. Sie saßen wieder einmal allesamt auf der Terrasse und schlürften roten Chiantinein. Eine Diskussion über russische Litteratur hatte sich entsponnen. Plötzlich wurde auch der Name „Naskolnikow“ genannt. Allenius erinnerte sich dunkel, den Roman einmal gelesen und eine tiefe Wirkung empfunden zu haben. Um auch ein Senfkörnchen zur Unterhaltung beizutragen, sagte er schnell: „Naskolnikow ist Puschkins bestes Werk!“

Der Dichter lachte hell auf. Das Schweigen der anderen belehrte ihn, daß er eine Dummheit gesprochen. Asta funkelte ihn so eigentümlich an; dann erwiderte sie mit etwas bebender Stimme: „Du verwechselst es im Moment, mein Lieber, es ist von Dostojewski! Du weißt es ja, denn wir sprachen erst neulich davon!“

Als sie später allein waren, machte sie ihm eine heftige Scene. Er hätte sich und sie „blamiert;“ denn wenn auch ein Bankier nicht Kenner der russischen Litteratur zu sein brauche, jeder gebildete Mensch, der in der Gesellschaft lebe und mit Künstlern verkehre, müsse doch mindestens wissen, daß dies Buch nicht von Puschkin sei, der lange vorher gestorben. Sie behandelte ihn zwei Tage lang kühl, und durch allerlei Aufmerksamkeiten mußte er sich erst wieder ihre Gunst erkaufen.

Stillsfrieds beabsichtigten nach Luzern zu gehen. Dort, im Anblick der großen Natur, umtozt von einem internationalen, weltstädtischen Leben und Treiben, hoffte der Dichter die Stimmung zu finden, deren er zur Vollendung, zur letzten und schwersten Arbeit an dem Werke bedurfte.

Man verabredete also, sich in wenigen Wochen am Ufer des Vierwaldstädter Sees wieder zu treffen. Allenius hatte zuerst an Interlaken gedacht, aber Asta zog Luzern vor. Es war doch angenehm, die reizende Bekanntschaft fortzusetzen.

Vorher gingen sie nach Rom. Asta drängte bald wieder zur Abreise. Es sei ihr zu heiß, und sie wolle der ewigen Stadt einen ganzen Winter widmen.

Im „Schweizer Hof“ zu Luzern fanden sie die Freunde wieder. Stillsfried hatte eine zusammenhängende Wohnung gemietet, die er mit mehreren Schreibtischen ausstaffierte: Zimmer nach vorn, Zimmer nach hinten, um je nach seiner Stimmung und nach dem Gang der Handlung seines Werkes schweigame Gartenpartien oder das bunte, bewegte Treiben des Weltkurortes auf dem Quai vor Augen zu haben. Beides rege ihn an, behauptete er. Das Buch näherte sich mit Riesenschritten seiner Vollendung. Um so mehr bedurfte er des Rates, überhaupt eines Menschen, dem er seine Gedanken entwickeln konnte, wie es seine Art zu arbeiten mit sich brachte. Sie machten lange Promenaden längs des Sees. Eifrig sprechend schritt der Dichter mit Asta voran, langsam folgten ihnen die beiden anderen. Allenius fühlte sich sympathisch von der kleinen, lebenswürdig-heitern Frau Stillsfried berührt, mit der er über Küche und Haus, über ihre Umgebung, selbst über Politik und Litteratur, aber frei von jeder Präntention und jedem gelehrten Hintergrunde plaudern konnte, ohne befürchten zu müssen, zurechtgewiesen zu werden. Doch mußten der Dichter und Frau Asta auch oft allein gehen. Allenius hatte sich dicke Aktienstöße und ein reichhaltiges, gedrucktes Material nach Luzern kommen lassen. Die Finanzierung jenes großen Unternehmens stand nun bevor, und eifrig studierte er die

Berichte und Kostenanschläge. Frau Stillfried kränkelte dagegen oft, so daß ihr der Arzt größere Fußtouren verboten hatte.

Eines Tages — sie unternahmen gerade ihren gewohnten Spaziergang am Ufer — blieb der Dichter plötzlich überrascht stehen. Asta hatte ihm klar und logisch eine dem Werke durchaus nötige Episode entwickelt, über die er sich seit einer Woche den Kopf zergrübelte, ohne das Richtige zu treffen.

„Aber mein Gott, Sie sind ja selbst eine Dichterin!“

Eine Glutwelle stieg ihr bis in die Schläfe.

„Sie scherzen!“

„Mein völliger Ernst! Wer das kann, kann auch noch mehr!“

Sie starrte ihn ungläubig an; der Gedanke war ihr noch nie gekommen, daß sie selbst — ah, Thorheit!

„Haben Sie es denn noch nie versucht?“ fragte Stillfried, der dem Ruhm des Dichters noch gern den des Entdeckers hinzugesügt hätte.

„Nein!“

„Haben Sie nie etwas geschrieben?“

„Ja, allerdings,“ stotterte Asta verlegen; „aber durchaus nicht mit dem Gedanken an die Öffentlichkeit!“

„Das ist oft das Beste, weil das Unbefangenste und Ehrlichste! Was ist's denn?“

„O, nur Tagebuchblätter — Erinnerungen an die Reise — abgerissene Gedanken — Beobachtungen von Menschen und Dingen!“

„Geben Sie es mir!“

Sie schritten weiter. Gleich darauf sprach er wieder von seinem Werk. Ringsumher hätten die schneebedeckten Berge zusammenbrechen, die Franzosen hätten in die Schweiz einfallen können: solange seine persönliche Sicherheit und Ruhe nicht bedroht waren, hätte er von seinem Roman gesprochen, der alles andere aus seinem Kopfe verdrängte.

Asta gab ihm das Tagebuch, entfernte jedoch vorher einige Blätter, die sich mit ihm beschäftigten. Mit fröhlicher Sorglosigkeit und treffender Sicherheit waren ihre Florenzer Freunde darin skizziert. Sie hatte scharf und deutlich die Eigentümlichkeiten eines jeden getroffen; ein starker Hang zur Satire machte sich außerdem darin bemerkbar. Auch hatte sie verschiedene komische Reise-Episoden vortrefflich geschildert.

Stillfried riet ihr, das Beste aus diesen Blättern abgerundet zusammenzustellen. Er wolle es als „Reisekizzen einer Weltkame“ an die befreundete Redaktion einer Zeitschrift übermitteln.

Asta machte sich zitternd und freudestrahlend an die Arbeit. Der Gedanke an einen litterarischen Erfolg berauschte sie geradezu.

Als der Sommer sich seinem Ende näherte, waren die „Reisekizzen“ fertig, der Roman Stillfrieds auch.

Man rüstete sich zur Heimkehr. Ullenius, den wichtige Geschäfte riefen, und der sich mehr als je nach seinem Heim sehnte, konnte die Zeit bis zur Abreise kaum noch erwarten.

Man nahm Abschied. Der Bankier versprach, seine Frau auf einige Wochen nach Berlin mitzubringen, da ihn die Geschäfte im Laufe des Winters öfters dort hinführen würden. Asta dachte sich heimlich, daß aus den Wochen schon Monate werden sollten.

Als sie ihr vornehmeres, lauschiges Heim betrat, das nach seiner Vollendung alle ihre Erwartungen weit übertraf, wurde

sie wandend in diesem Entschluß. Der Komfort und gediegene Luxus, der sie hier umgab, und den sie ihr Eigentum nennen durfte, entzückten sie.

Außer einem Boudoir hatte ihr der Gatte ein Arbeitszimmer mit einem großen Schreibtisch einrichten lassen, über den sich eine von Blattgrün umspinnene, kleine Laube wölbte. Asta hatte einmal flüchtig etwas derartiges angedeutet. Sie fiel ihm jubelnd um den Hals. Wie wollte sie hier dichten und schaffen! Sie wollte nicht bloß die reiche, sie wollte auch die gefeierte Frau sein. Stillfried hatte ihr Mut gemacht; sie stürzte sich jetzt in die Arbeit. Zum erstenmal versuchte sie sich frei schaffend an einem erfundenen, novellistischen Stoff. Es war doch schwerer, als sie glaubte. Ihre Phantasie arbeitete träge; die Erzählung wollte nicht voranrücken; die Charaktere sah sie nicht lebendig und farbenreich, nur wie bleiche Schemen standen sie vor ihr. Sie fühlte den Unterschied zwischen dem Dichter, der wie ein Gott aus dem Nichts schafft, und dem Schriftsteller, der ein Gegebenes nur klar und präcis auszugestalten hat. Aber sie schob es auf ihre Anfängerschaft, der die Technik und die Übung mangelten.

Ullenius war es zufrieden, daß sie ihre Zeit so ausfüllte. Es schmeichelte ihm, eine Frau zu besitzen, der bald die Welt huldigen, die den Lorbeer auf ihre Stirn drücken würde. Die Wirtschaft lag wohlgeborgen in den Händen seiner alten, verlässlichen Haushälterin, über die Astars Mutter jetzt eine Art Oberaufsicht führte. Sein Weib war zu klug, um an Küchen- und Hausorgen allein ihr Genügen zu finden. Das hatte er ja vorher gewußt. Wenn sie nur glücklich war und dies Glück in ihrem Benehmen auch auf ihn ausstrahlte. Sie war wieder so lebenswürdig wie in den ersten Zeiten ihres Brautstandes. In ihrem herrlichen Heim fühlte sie zu tief, was sie ihm zu verdanken habe.

Wenn er aus seinem Comptoir nach Hause kam, eilte sie ihm freudig entgegen und las ihm vor, was sie geschrieben und erfonnen. Ihm war es eine Erholung von der trockenen Zahlenarbeit; er nickte schmunzelnd und bewundernd und fand alles bedeutend.

Verkehr hatten sie wenig. Gleich im Anfang gaben sie einige große Abfütterungsgesellschaften, in denen sie ihren Reichtum und ihr behagliches Heim dem Neide zur Schau stellte. Nachdem dies notwendige Opfer gebracht war, zog sich Asta von allen zurück, da ihr diese Art von Geselligkeit nicht mehr genigte. Auch Ullenius war es zufrieden. In seinen wenigen Mußestunden hatte er sein Weib gern für sich.

Von Stillfrieds empfangen sie nur spärliche Nachrichten. Der Dichter war wieder in den gesellschaftlichen Strudel hineingerissen worden. Sein Roman war erschienen, hatte aber nicht das von ihm erwartete Aufsehen erregt, jedenfalls war es nicht der ersehnte «*coup de foudre*.» Er klagte über die Kritik und das Publikum, das nur die Fabrikmarke schon berühmter Autoren schätze. Als ob sich diese Dichter nicht ebenfalls in schwerem Kampfe gegen ihre berühmten Vorgänger diese „Fabrikmarke“ hätten erwerben müssen.

Eines Tages kam ein Brief von der Redaktion der Zeitschrift, welcher Stillfried das Manuscript der „Reisekizzen“ übergeben hatte. Kaum getraute sie sich, das Couvert zu öffnen. Man hatte den Beitrag angenommen, und ein höchst schmeichelhafter Brief forderte sie zur ferneren Mitarbeiterschaft auf

Asta schwamm in einem Meer von Seligkeit, Allenius schwamm mit ihr.

Jedem Bekannten, den er auf der Straße traf — und er traf ziemlich viele — erzählte er freudestrahlend, „daß das Erstlingswerk seiner Frau von einer der bedeutendsten Zeitschriften Deutschlands angenommen sei.“

Er ging wieder ins Kasino, wo er sich seit Wochen nicht mehr hatte blicken lassen; er ging in die Redaktionen der drei städtischen Zeitungen; er ging in die beiden Cafés, abends auch in das besuchteste Restaurant. Am nächsten Tage wußte es die ganze Stadt. Aus Freundschaft für Stillfried, der den Redakteur darum gebeten hatte, ließ dieser die Skizzen bereits in einem der nächsten Hefte erscheinen. Allenius abonnierte natürlich sofort auf die Zeitschrift und war empört, sie nicht in den Kaffeehäusern und Konditoreien der Stadt zu finden, die er deshalb mit dem Epitheton „Krähwinkel“ belegte. Natürlich bestellte er sie auch für diese auf eigene Kosten, ebenso im Kasino. Man gratulierte ihm zu dem Erfolg seiner Frau; man riß sich die Hefte aus der Hand. Die Familien bestellten sie bei den Buchhändlern, die diese Nummer mit den aufgeschlagenen Reißfesseln in ihre Schaufenster legten. Plötzlich fand man Asta bedeutend. „Eine höchst bedeutende Frau!“ versicherte sogar die Geheimrätin Köberling, die bei ihr gespeist hatte und einer neuen Einladung entgegenjah. Ein völliger Umschwung zu Aastas Gunsten trat ein. Eine Dichterin von Renommee, eine Zierde der Vaterstadt nannte man sie nun. Denn es galt ihren Landsleuten als ausgemacht, daß diese „Skizzen“ überall solche Beachtung fänden, wie hier bei ihnen.

Seitdem sie der Erfolg, wenn auch nur flüchtig, berührt hatte, siebte Asta Berlin entgegen. Kein Wunder, daß ihr hier die Arbeit nicht leicht von der Hand ging. Sie verkam in der Ede und Langeweile dieser Stadt und dieser Menschen.

Langsam und vorsichtig machte sie den Gatten mit ihren Plänen bekannt. Statt auf Widerstand, wie sie erwartet, stieß sie auf Zustimmung. Die Emission der Aktien jenes großen Unternehmens stand in den nächsten Monaten bevor. Allenius mußte mehrere Wochen in Berlin zubringen und von Zeit zu Zeit dahin zurückkehren. So war es ihm erwünscht, sie ganz bei sich zu haben.

Er reiste voraus und mietete eine möblierte Etage, die er durch den Dekorateur verschönern ließ. Asta fand auch hier wieder ein behagliches Arbeitszimmer vor.

Stillfrieds freuten sich sehr, sie wiederzusehen. Und während Allenius den geschäftlichen Beratungen und Komiteesitzungen beiwohnte, durchstreifte sie mit den Freunden die Residenz. Sie stürzte sich in einen wahren Taumel des Vergnügens, sie berauschte sich an dem Leben der Weltstadt, die sie zum erstenmal besuchte. Welch ein Genuß war nicht schon ein Spaziergang durch die Hauptverkehrsadern! Dieses wogende, brausende Treiben, das sie umgab, war ihren Ohren Musik. Wie rig saugten sich ihre Augen an dem Luxus der Schaufenster, an den Toiletten der Damen fest. In Verzückung kam sie aus den Theatern zurück. Und dann die Restaurants, in denen man nach dem Theater soupierte, die Cafés, in denen man nach dem Souper bis in die tiefe Nacht verweilte! Stillfried zeigte ihr die Berühmtheiten, die Maler, Dichter, Musiker und Kritiker, die sich zu den Premieren und großen Konzerten einfanden. In der ersten Zeit wollte sie nichts von Gesellschaften

wissen; erst mußte sie ihren Heißhunger an der Weltstadt selbst stillen. Sie durchstreifte die Gallerien und Sammlungen, die Schlösser und Sehenswürdigkeiten bis hinunter zu den Lokalen, die man infognito besucht. Erst dann, als ihre Neugierde gestillt war, ließ sie sich herbei, Besuche zu machen und zu empfangen. Jetzt kamen die Einladungen — man war in der Hochsaison. Einige dieser Berühmtheiten, von denen sie früher als wie von etwas unnahbar Fernem und Unerreichbarem gelesen, lernte sie persönlich kennen. Es war ihr, als wenn sie jetzt erst lebte. Was hinter ihr lag, war wie ein Traum.

(Fortsetzung folgt.)

Graf Saint-Simon-Sandricourt,

der Vater des Sozialismus.

Son

Arthur Kleinschmidt.

(Schluß.)

Unter Mithilfe von St. Aubin, Thierry und Auguste Comte ließ St. Simon 1817—1818 vier Bände *«L'Industrie ou Discussions politiques, morales et philosophiques, dans l'intérêt de tous les hommes livrés à des travaux utiles et indépendants»* unter dem Motto *«Tout par l'industrie, tout pour elle!»* erscheinen. Eine öffentliche Demütigung blieb ihm nicht erspart; er hatte im Circulare unter seinen Subskribenten eine Anzahl Bankiers genannt; diese, unter ihnen Périer, protestierten dagegen, daß sie mit seinen Ansichten übereinstimmten, und erklärten am 30. April 1817, sie hätten mit ihrer Unterschrift ihm nur ein Almoosen geben wollen. Während er noch an diesem Buche schrieb, sagte sich sein Mitarbeiter Thierry von ihm auf immer los. St. Simon war auf dies Werk, das eine Art sozialer Revolution einführen sollte, besonders stolz; er verhehlte sich nicht, daß es die Organisation des Eigentums nahe berühre; da ihm aber das Eigentum als Grundlage der Gesellschaft dünkte, so hielt er für berechtigt, wenn sie die Bedingungen ihres Grundgesetzes fixiere; dies Gesetz betrachtete er als abhängig von dem allgemeinen Naturgesetze, welches den steten Fortschritt unseres Geschlechtes bedinge und darum nicht in eine zeitweilige Form gebunden werden könne. Im großen Ganzen bestand sein System darin, das Eigentum an Grund und Boden in industrielles, das unbewegliche in bewegliches umzuwandeln. Viel Chimäre war neben guten und mit der Zeit fruchtbar gewordenen Gedanken in diesem Werke vereinigt; merkwürdigerweise sah St. Simon völlig davon ab, letztere in seinem weiteren Wirken zu klären, auszuführen und zu vervollkommen; er warf seine Ideen aufs Papier und überließ ihr Geschick meist dem blinden Zufalle; so kehren denn diese Pläne der Mobilisierung des Bodens und der Revolution des Eigentums in seinen Schriften nicht mehr wieder, und seine Schule hat sie später entstellt. 1818 erschienen *«Vues sur la propriété et la législation»*, 1819 zwölf Lieferungen *«Le Politique»* und der *«La Parabole»* betitelt Anfang des 1819—1820 folgenden Werkes *«L'Organisateur»*. Die von Paul Janet als beste Schrift des Grafen bezeichnete *«Parabole»* war mit der eleganten Insolenz eines Beaumarchais geschrieben und erregte große Sensation. Ihm erschien die Produktion zum Leben nützlicher Dinge als soziales Ziel; er schied die Menschen in produzierende und nichtproduzierende, in Bienen und Hornissen, und potenzierte diesen Gegensatz in der *«Parabole»*, indem er es als weit weissenloser bezeichnete, wenn alle Prinzen, die er namentlich aufzählte, alle Großen und Reichen Frankreichs, zusammen ca. 30000 Menschen, lauter Figuranten, stürben, als wenn die 3000 besten französischen Gelehrten, Künstler und Handwerker, die mentbehrlichsten Glieder des Staatskörpers, vom Tode ereilt würden. Die Regierung nahm diese

Ausführungen des über seine Ignorierung verletzten Grundbesizers sehr übel auf und citierte den Träger eines so stolzen Namens als Todfeind des Adels vor die Assisen; der Prozeß endete aber im März 1820 mit seiner Freisprechung, die ihm neuen Nimbus verlieh; St. Simon schrieb damals seine „Lettre de H. St. Simon aux jurés qui devaient prononcer sur l'accusation intentée contre lui.“ Der „Organisateur“ selbst erweckte viel Interesse in Frankreich und Deutschland; in ihm entwickelte der Begründer des Sozialismus mit großer Kraft seine Ansichten, daß im Gegensatz zu dem im Mittelalter herrschenden und vollberechtigten feudal-theokratischen Systeme in unserer Zeit ein industriell-wissenschaftliches System gestaltet und zur Herrschaft gebracht werden müsse. 1820 erschienen noch „Considérations sur les mesures à prendre pour terminer la révolution“ und verschiedene Briefe an die Ackerbauer, Fabrikanten, Handelsleute, Bankiers, Industriellen, Arbeiter, endlich einer an den König. Während er sich im Briefe an die Arbeiter zum erstenmal direkt an das Proletariat wandte und sich ihm zuneigte, hoffte er für seine industriellen Träume auf den Schutz und die Unterstützung Ludwigs XVIII., denn er wollte seine Revolution weder gegen das Königtum, noch außerhalb desselben machen und war now genug, dabei auch die thatkräftige Mitwirkung der Restaurationsregierung zu zählen. Wie die Kommunen des Mittelalters mit dem Königtum alliiert waren, so sollten die Industriellen mit den Bourbons sich alliiieren, gereinigt durch die Furcht vor Revolution und vor Krieg; der König soll sich zum ersten Industriellen des Reiches erklären, St. Simons Revolution durch königliche Ordonnanz vollführen, soll mit absoluter Diktatur den Fortschritt zum Sieg bringen; später forderte er auch Ludwig und Lafitte auf, sich an die Spitze seiner religiösen Revolution zu stellen, wie jetzt an die der sozialen. Den „Six lettres sur les Bourbons“ (1820) folgten 1822 zwei Broschüren „Des Bourbons et des Stuarts.“ Eines seiner Hauptwerke war das dreiteilige „Système industriel“ (1821—1822); er sagte geradezu, er schreibe für die Industriellen gegen die Höflinge und Adelligen, und traf hier ganz mit der Strömung des Zeitgeistes zusammen, was zumal die Jugend, d. h. die Zukunft Frankreichs, an ihn zog. Sein Buch führte manchen Gedanken des „Organisateur“ weiter aus, wandte sich an die Beihilfe des Throns, basierte seinen Sozialismus auf das Studium der Nationalökonomie, besonders von Adam Smith und Jean Baptiste Say, mochte von antiker Einfachheit und Rousseauschen Utopien nichts wissen, sondern huldigte dem Ideale einer reichen industriellen Gesellschaft. Hatte er aber im „Organisateur“ von drei Kammern gesprochen, einer für Erfindung, einer für Prüfung und einer für Ausführung, wobei den Gelehrten und Literaten ein großartiger Anteil zufallen sollte, so ließ er im „Système industriel“ diese Vertreter des Geistes fast ganz beiseite und gönnte ihnen keine Macht in weltlichen Angelegenheiten; denn, so sagte er, würde die Verwaltung weltlicher Dinge Gelehrten anvertraut, so verschlechterten sich diese, entarteten zu Metaphysikern, Arglistigen und Despoten. Im „Système industriel“ tritt uns auch eine philanthropische und humanitäre Seite St. Simons entgegen, die bei seiner Schule besonders wichtig werden sollte. Er strebte mit warmem Herzen danach, das Wohl der arbeitenden Klassen zu verbessern; von dem Worte Gottes erfüllt: „Liebt und helfet Euch einander,“ wollte er ihnen Arbeit und Unterricht geboten wissen, war aber weit entfernt, die Besitzenden und die arbeitenden Klassen verfeinden zu wollen. Hatte er früher den Schwerpunkt des Lebens in der Wissenschaft erblickt, so sah er ihn täglich mehr in der sich Bahn brechenden Industrie und glaubte die Zeit nahe, wo die Arbeit die Herrschaft führen, wo die politische Gewalt aus den Händen der Rentiers, Legisten und Militärs in die der Industriellen übergehen werde, wo die volkswirtschaftlichen Mächte im politischen Leben überwiegen würden. Mit Auguste Comte schrieb er den „Catéchisme des Industriels“ (1822—1823); er unterscheidet in Frankreichs Geschichte zwei Stämme, die Krieger und

die Arbeiter, die Franken und die Gallier; letztere, die industrielle Klasse, tritt immer mehr in den Vordergrund, zerlegt sich aber selbst durch Konkurrenz, Welthandel und Kredit; in ihr stehen Bankiers und Legisten den Arbeitern gegenüber und bilden eine Art Mittelklasse, deren vielgerühmter Liberalismus in dem egoistischen Grundzuge gipfelt: „Ote-toi que je m'y mette!“ Die Industriellen aber sind der wichtigste Faktor des Staates, ihnen müssen sich alle anderen unterordnen; und da ihr Prinzip das der vollkommenen Gleichheit ist, so muß die soziale Ungleichheit wie bereits die politische abgeschafft werden. All diese Arbeiten wurden von St. Simon unter den äußersten Entbehrungen geschrieben; er mußte manchen demütigenden Schritt thun, damit sie gedruckt wurden; die Not war sein täglicher Tischgast; vergebens suchte er sie zu vertreiben, seine arme Stube war ihr trant geworden. Allmählich brach seine moralische Kraft, Verzweiflung überkam ihn und in einem solchen Momente griff er in der Nacht des 9. März 1823 zur Pistole; aber seinen Leiden war die Erlösung noch nicht beschieden. Unter der Pflege seiner jungen Freunde erholte er sich zu weiterem Leben und mußte es einäugig, entstellt, schwach bis zu Ende tragen. Seit er an den Pforten des Todes gestanden, verdoppelte sich seine Geistesfähigkeit; mit mehr Eifer und Elastizität begann er neue Arbeiten. Comte hatte sich 1824 von ihm getrennt; jetzt schrieb St. Simon mit Léon Halévy, Olinde Rodrigues, Duvergier und Bailly die „Opinions littéraires, philosophiques et industrielles“ und setzte ihnen das triumphierende Motto vor: „Das goldene Zeitalter, welches blinde Tradition in die Vergangenheit versetzte, liegt vor uns.“ Mehr als in den bisherigen Schriften betont der Graf seine philanthropisch-reformierende Tendenz; er wünscht, die Politik solle sich zum Ziele die Verbesserung des moralischen und physischen Wohlstands der Arbeiter nehmen; was er hier nur andeutete, führte er in seinem berühmtesten und letzten Werke aus, in dem mit einem Vorworte von Rodrigues 1825 erschienenen „Nouveau christianisme“; dasselbe führte das bezeichnende Motto: „Wer andere liebt, hat das Gesetz erfüllt. Alles ist in dem Worte enthalten: Du sollst Deinen Nächsten lieben als Dich selbst!“ Das Buch war der Abschluß seiner Doktrin und seines Lebens und wurde ebenso maßlos gepriesen wie angegriffen. Seiner Ansicht nach war das Christentum jetzt in all seinen Kirchen profaniert; von Natur zur Entwicklung und zum Fortschritte bestimmt, war es in kanonischen Banden gefesselt; es hat sich nicht nach Volk und Zeit, Land und Sitte modifiziert, ist verknöchert und hat das Prinzip der Bruderverliebe, die schönste Erbschaft Christi, vergessen; im Papste sah er ebenso einen Ketzer wie in Luther. Im wahren Christentum, wie es St. Simon versteht, strahlt stets das Prinzip der Bruderverliebe voran; die Religion soll die menschliche Gesellschaft zum Ziele einer möglichst raschen Verbesserung des Loses der zahlreichsten und ärmsten Klasse führen; Priester dieser Religion müssen natürlich die werden, deren Arbeit sie am meisten befähigt, die Allgemeinheit zu beglücken. Er fühlte, zum Gelingen seiner Beglückungspläne sei die Religion eine wertvolle Alliierte, verwarf aber den Irrtum, daß sie nichts mit dieser Zeitlichkeit zu thun habe, wollte verhüten wissen, daß sie den Streit zwischen Geist und Fleisch entsache, forderte vielmehr, daß sie beides versöhne und schon hienieden alle Menschen glücklich mache. Die neue Weltordnung, in der Priester, Gelehrte und Industrielle die ganze Gesellschaft bilden sollten, stellte er auf die Hauptprinzipien: „Jedem nach seiner Fähigkeit“ und „Jeder Fähigkeit nach ihren Werken.“ St. Simons Leben lief nun rasch ab; er konnte das Journal, in dem er seine Lehren verkünden wollte, „Le Producteur,“ nicht mehr erscheinen sehen, obwohl er ihm unausgesetzte Arbeit widmete. Seine Armut blieb ihm treu, er lebte zwei Monate nur von Wasser und Bouillon; seine Schüler pflegten ihn aufopfernd. Utopist bis zum Grabe, sagte er zu ihnen: „Die Frucht ist reif, Ihr werdet sie pflücken . . . Rodrigues, . . . erinnere Dich, daß, um Großes zu thun, man passioniert sein muß . . . Mein ganzes Leben faßt sich in einem Gedanken zusammen: allen Menschen die freieste Ent-

wicklung ihrer Anlagen zu sichern.“ Bereits lag er im Todes- kampf, da raffte er sich noch einmal auf, mystisch klang sein Abschiedswort: „Achtundvierzig Stunden nach unserer zweiten Publikation wird die Arbeiterpartei konstituiert sein: uns gehört die Zukunft!“ Mit dieser Überzeugung verschied er in Paris am 19. Mai 1825; er ahnte nicht den Bruch, der zwischen Arbeit und Industrie mit aller Schroffheit erfolgen sollte. Dem inneren Drange, die Menschen zu beglücken, hatte er sein Leben geweiht, in einem jammerreichen, freudearmen Dasein seine glänzenden Lebensansichten begraben, und ohne daß er seine Lehre zu festem Baue hätte fügen können, mußte er sein Werk Händen überantworten, die es bald unkenntlich entstellten. Als erster energischer Versuch der Umgestaltung der Welt von der pantheistischen Idee aus bleibt St. Simons Wirken interessant; der Begründer des Sozialismus war ein unglücklicher, aber ein ehelicher Reformator und Märtyrer, eines uralten Geschlechts nicht unwürdig. Die glänzende Zukunft freilich, die ihm einst im Traume Karl der Große prophezeit hatte, war ausgeblieben, und erst die mitleidige Erde des Père Lachaise gab dem ruhelosen Wanderer Ruhe und Frieden.

Das französische Offiziercorps von heute.

Von
Hauptmann a. D. Max Liman.

(Schluß.)

Was die geistige Thätigkeit der französischen Offiziere während ihrer Dienstzeit betrifft, so herrschte vor 1870 der Grundsatz: der Krieg bildet den Offizier. Gerade aber dieser Feldzug zeigte das Gegenteil, als die in Algier vorbereiteten Offiziere und Generale gegen die deutsche Heere verwendet wurden. Französische Zeitungen schrieben bald danach, daß ihre Unwissenheit an der Niederlage der französischen Armee schuld sei, zum Trost für sich, und bescheidenweise hinzufügend: „Löwen von Eseln geführt.“ Man verlangte, daß die französisch sprechenden, Karten lesenden deutschen Offiziere nachgehmt werden. Infolgedessen bemerkte man bald in allen Regimentern einen mächtigen Anlauf, dies Ziel zu erreichen. Die Zeit schwächte jedoch, da greifbare Resultate nicht sofort vorliegen konnten, dies Streben allmählich ab. Aber trotzdem darf nicht verkannt werden, welche hohe Stufe der Vollkommenheit die französische Armee seit 1870 allen widrigen Verhältnissen gegenüber erreicht hat.

Eine besondere Erwähnung bedarf der Einfluß des Parlaments auf die Armee und ihr Offiziercorps. Die oft wichtigsten militärischen Fragen werden vielfach nicht allein vom Kriegsminister, sondern mit Hilfe des Parlaments entschieden, ohne daß jedoch, wie es auch bei uns der Fall ist, das Heer durch Vertreter in demselben repräsentiert wird. Die Majorität, die meist zur Lösung militärischer Fragen nicht kompetent sein dürfte, entscheidet über das Wohl und Wehe der Armee. Aber selbst dem republikanischen Teile des Offiziercorps geht dies zu weit, und die Forderung wird immer allgemeiner, den Offizieren die Möglichkeit zu geben, sich als Deputierte wählen zu lassen. Das *«Journal des sciences militaires»* plaidiert geradezu dafür, indem es sagt: „Mit Widerwillen und Zorn sieht die Armee die Deputierten ihre Nasen in ihre Angelegenheiten stecken. Deshalb soll der Soldat, ebensogut wie der Civilbdiener des Staates, wählen und wählbar sein, und ist er, falls gewählt, vom Dienst für diese Zeit zu dispensieren.“ Von 1871—1875 gehörten Offiziere zur damaligen *assemblée nationale*, und war diese Zeit allerdings für die militärische Organisation Frankreichs die fruchtbarste. Die spätere Zeit erzeugte an wichtigeren Gesetzen meist solche, die die Vermehrung der Cadres, und nur wenige, welche die innere Konsolidierung der Armee und den Ausbau der militärischen Organisation betrafen. Nach unserer Anschauung ist das Fernhalten der Offi-

ziere von der parlamentarischen Thätigkeit und der Beschäftigung des Soldaten mit Politik nur ein Segen für die Armee, und wollen wir uns deshalb darüber, wie es in Frankreich werden soll, wenn die Armee dieselben politischen Rechte wie die übrigen Staatsbürger erhält, ein Urteil nicht erlauben.

Schon Cäsar sagt, nur zwei Klassen haben bei den Kelten Bedeutung: der Adel und die Druiden; Hauptmann König, ein bewährter Kenner der französischen Heeresverhältnisse, erzählt, daß die Ehrfurcht vor der Priesterschaft gegenwärtig immer noch so groß sei, daß das Zunehmen ihrer Macht einen Gegenstand ernster Besorgnis für viele Republikaner bilde. Unter dem Einfluß des Bischofs treten viele jesuitisch erzogene Männer in das Offiziercorps ein, womit die Gefahr gegeben ist, das französische Heer von jesuitisch gesinnten Offizieren befehligt zu sehen. Außer der Geistlichkeit der katholischen Kirche besitzt das französische Heer einen zweiten Verbündeten, die Frauen. Vor dem Jahre 1870 sprachen dieselben im allgemeinen recht geringschätzend von ihren Rittern. Das ist jetzt anders geworden, seitdem wirklich großer Fleiß und große Gründlichkeit im Dienst sich, ebenso außerhalb desselben bemerkbar machen. Gegen früher vermist man den französischen Offizier allerdings auf den Straßen und in den Cafés. Durch letztere Thatsache und weil das berüchtigte Spionengesetz Boulangers den Zutritt zu dem einst so gastlichen Boden Frankreichs dem deutschen Offizier so schwierig, das Beobachten der französischen Kameraden im Dienst selbst fast unmöglich gemacht hat, beschränkt sich alles, was man in neuerer Zeit über die Thätigkeit des französischen Offiziers zu erfahren im Stande ist, auf meist nicht wenig tendenziös gefärbte Zeitungsberichte. Doch besagen alle diese und was wir aus eigener Anschauung ebenso wissen, wie es die Herren König und Celticus bestätigen, daß sie eifrig, ernst und beharrlich in allem, was ihren Beruf anbelangt, sind, sich in gesellschaftlicher Beziehung gedrückt fühlen und unter den politischen Verhältnissen, deren Opfer die Armee fortgesetzt ist, leiden. Soviel steht fest, alle bedeutenden Kapazitäten der Armee sind Politiker, d. h. sie widmen ihre Kräfte und ihren Eifer nicht allein dem Dienste, sondern verwenden auch einen guten Teil ihrer Kraft in dem unheilvollen Kampfe der inneren Politik. Das Gefühl der Verbitterung und Unsicherheit, welches die politischen Strömungen und Gegenströmungen in dem französischen Offiziercorps hervorgerufen hat, wird noch durch die Art und Weise, wie die politischen Organe diese Ereignisse aus dem Militärleben verarbeiten und ausnützen, gesteigert, und es läßt sich unmöglich von dem Fernerstehenden mit Sicherheit beurteilen, ob die Mehrheit der französischen Offiziere republikanisch oder royalistisch sei. Aber mit der gleichen Sicherheit, wie man in Deutschland nach dem Kriege von 1866 die Vereinigung aller Deutschen 1870 gegen die Franzosen erwarten durfte, kann man annehmen, daß die Franzosen aller Schattierungen, Republikaner und Kommunisten, Bonapartisten und Royalisten, Offiziere wie Gemeine, einmütig einem äußeren Feinde, besonders wenn es der verhasste Deutsche wäre, entgegenzutreten würden; in Frankreich muß eben jede politische Partei, welche populär sein will, den Deutschenhaß in ihr Programm aufnehmen.

Für den Krieg werden ebenso wie bei uns die Cadres an Offizieren erhöht. Die französische Armee selbst hat sich nur schwer dazu verstanden, das preussische Muster für den Ersatz der Reserve- und der Territorialarmeeoffiziere, welche annähernd unseren Reserve- und Landwehroffizieren entsprechen, anzunehmen. Man hält dort den schlechtesten Limonoffizier für immer noch besser als den altgedienten und besten Reserveoffizier, und diese Abneigung des ersteren gegen diesen findet ihren Ausdruck auch in der nach unseren Begriffen zweifelhaften Bestimmung, daß der in gleicher Charge stehende Berufs-offizier stets das Kommando führt, selbst wenn der Reserveoffizier ein um Jahre älteres Patent besitzt. Zu dieser Bestimmung führte eben die irrige Ansicht, daß ersterer die Sache unter allen Umständen besser beherrsche. Man scheint zu vergessen, wie

dadurch der eine Teil des Offiziercorps als minderwertig bezeichnet wird und so die Zerteilung, die wir beim Berufs-offizier konstatierten, auch hier, fast künstlich, erzeugt wird. Diese Thatsache ist um so einschneidender, da sich das französische Reserveoffiziercorps nicht nur aus den einstigen Freiwilligen, sondern auch aus den verabschiedeten Offizieren der aktiven Armee, hauptsächlich auch solchen, welche diese wegen erreichter Altersgrenze verlassen, ergänzt. Die Gerechtfame der Reserveoffiziere in dieser Weise zu beschneiden, erscheint unnötig, weil die Aufgaben der Subalternoffiziere im Kriege sämtlich derart sind, daß zur Erfüllung derselben eine solche Vertrautheit mit den Reglements genügt, wie sie der Reserveoffizier im Durchschnitte besitzt. Die Thätigkeit, welche ein größeres Maß des Wissens von dem Linienoffizier verlangt, liegt besonders in der Friedenszeit dort, wo er als Lehrer und Erzieher wirkt. Seine Thätigkeit in der Ausbildung der Truppe, welche sicher, wie eine gute Maschine, funktionieren soll, ist die des Maschinenbauens, und hierzwischen und dem Maschinenführen ist doch wohl ein Unterschied. Aus allem, was wir gesagt haben, erhellt, daß die Überlegenheit des deutschen Heeres gegenüber dem französischen von 1890 — wir schließen aus einem Teil, dem Offiziercorps, auf das Ganze — in seinen militärischen Institutionen, welche in Fleisch und Blut des ganzen Volkes übergegangen sind, in einer durch zwei Geschlechter bewährten Organisation, in einer gewissenhaften Ausbildung besteht. Diese Überlegenheit wird Deutschland noch lange über Frankreich haben, um so länger, je mehr den Franzosen durch fortgesetzte politische Wirren unmöglich wird, aus ihrer Armee ein wirklich homogenes Ganzes zu machen, wie es das Deutsche Reich unter Führung seines obersten Kriegsherrn in seinem Heere besitzt.

Gedichte in Prosa.

Von

Ola Sansson.

(Schluß.)

4.

Ich war gewandert vom frühen Morgen. Es fing an zu dämmern, die Gegend war öde und ich sah keine menschliche Wohnung. Die Nacht kam, schwarz und ohne Sterne. Ich blieb stehen, da der Weg sich abzweigte. Ich war in Ungewißheit, welchen ich gehen sollte; da sah ich ein Licht ganz in meiner Nähe schimmern. Bei seinem Schein erkannte ich einen alten Mann, der auf einem gefällten Baumstamm saß. Sein Bart war so lang, als wäre er Jahrtausende gewachsen, und sein Haupthaar so weiß, als wäre es gebleicht im Schnee der Eiszeit.

„Mannst du mir sagen, alter Mann,“ fragte ich, „welchen dieser beiden Wege ich gehen muß, um Herberge zur Nacht zu bekommen?“

Der Greis sah auf und seine Augen, die mir aus einer unendlichen Tiefe und aus einer Ferne wie die des Abendsterns hervorzublicken schienen, betrachteten mich aufmerksam.

„Geh nach rechts, junger Mann. Siehst du das Licht dahinten, das große Licht, das so groß ist, weil es so nahe ist? Folg' dem Weg zu diesem Licht; er führt dich vor Mitternacht zu einem Wirtshaus, wo ein warmes Bett auf dich warten wird, ein gutes Abendessen und muntere Gesellschaft.“

„Aber sage mir auch,“ versetzte ich, „alter wunderlicher Mann, der du so weise aussiehst, wohin führt der Weg zur Linken und was ist das für ein kleines Licht, das ganz schwach in der Ferne blinkt?“

„Das Licht sieht so klein aus, weil es so unendlich fern ist,“ antwortete der Alte. „Aber es ist das größte und klarste Licht, das jemals in der Welt geleuchtet hat. Lasse dich aber nicht von ihm verlocken, denn du erreichst es niemals.“

„Ich selbst stand einmal an diesem Scheidewege, ganz wie du, junger Mann, zweifelnd, welchen Weg ich gehen sollte. Es ist lange her, damals war ich jung wie du. Und es war an einem Abend wie dieser; aber das Dunkel war tausendfach dunkler. Und die Stunden wurden Jahre und Jahrhunderte, und es blieb Nacht um mich her und das Licht vor mir schimmerte immer gleich undentlich. Da wurde ich müde und kehrte um; und jetzt sitze ich hier und weiß nicht, wohin ich gehen soll.“

„Geh zur Rechten, junger Mann, dorthin, wo das große Licht leuchtet, das so groß scheint, weil es so nahe ist. Du findest da ein warmes Bett, gutes Abendessen und muntere Gesellschaft.“

„Aber du selbst, alter Mann, sehnst du dich nicht auch nach Wärme und nach einem Dach über dem Haupt, nun da es kalt wird und die Nacht hereinbricht?“

Da erhob der Alte seine Leuchte und das Licht fiel hell auf sein Gesicht und es hatte einen Ausdruck, stumm und rätselhaft, wie die Winternacht. Und er erhob sich und fing an vor mir zu wachsen, bis er da stand wie ein Berg mit ewigem Schnee auf seinem Scheitel, und ich selbst fühlte mich kleiner als der kleinste Wurm auf dem Felde.

„Für mich giebt es keine Nacht und keinen Tag und keinen Raum in den Häusern der Menschen; und gäbe es auch Raum, die Menschen ließen mich nicht hinein. Denn sie kennen mich nicht.“

5.

Mitten auf dem Ocean, der sich in seiner Unendlichkeit zwischen der alten und neuen Welt ausbreitet, sah ich eines Vormittags vom Deck meiner Lustjacht einen schwarzen Punkt an dem fernem leeren Horizont. Erst glaubte ich, es sei ein Schiff, aber als er näher kam, zeigte es sich, daß er ein Tier war von unbekannter Gestalt, doch ähnlich einem Dschen, der wie eine Eidergans auf dem Wasser springt. Schon aus weiter Ferne brüllte er mir entgegen: „Wer bist du, Wurm?“

„Wurm selbst!“ entgegnete ich. „Ich bin Jung-Dschin; wer bist du?“

„Ich bin der große Bos Humanitatis, um welchen die Völker tanzen. Auf die Kniee vor mir!“

„Ich bete keine unbekanntem Götter an. Entblöße deines Wesens Rückenmark und die Nieren deiner Seele, daß ich erkenne, wer du bist.“

Da sprang aus dem Mund des Ungetüms ein Pergamentstreifen, wie auf mittelalterlichen Bildern, und auf ihm standen die Worte: „Das Wohl der meisten ist das höchste Wohl.“

Und der Kolos polterte: „Das ist die große Wahrheit, die einzige Wahrheit, die es je in der Welt gegeben hat und geben wird. Auf die Kniee! Diese Wahrheit betet alles Volk an und in allen Zungen wird ihr Lob gesungen. Vor ihr soll alles auf sein Angesicht fallen. Alles soll auf dasselbe Niveau gebracht werden, das Durchschnittsniveau; was drunter ist, soll hinaufgehoben werden, was drüber ist, soll hinabgedrückt werden. Hinunter, auf die Kniee!“

„Ich glaube dir nicht. Ich glaube nur an den Einen. Ich glaube an mich selbst. Der Gott, vor dem ich knien kann, wohnt in meiner eigenen Brust, wo ich ihm eine Kammer bereitet. Ich nähre ihn mit meinem besten Wein, ich fülle das Zimmer mit seltenen Gewächsen, meine Seele freut sich, wenn ich sehe, wie mein Augapfel sich täglich größer wächst. Ist er einmal flügge, so soll er frei über den blauen Räumen schweben und hoch über dem Sumpf, in dem deine Kriechtiere sich tummeln.“

„Ihn willst du töten. Im Augenblick, wo ich dich anbetete, Ungeheuer mit dem stumpfen Blick, müßte mein stolzer Gott sterben.“

Da schnaubte das Untier, daß das Wasser Wellen schlug und Schaumflocken umherprangen.

„Auf die Kniee, oder ich trample dich und dein Junges zu Staub.“

Da lachte ich: „Aber wenn ich der Stärkste bin?“

„Du, Wurm!“

„Ich werde mich in deine Haut bohren wie die Viehbrenne in die des Ochsen und du sollst über den Ocean rennen in ohnmächtiger Raserei unter meinen Stichen, wie dein Bruder über die weiten Wiesenflächen. Rimmst du den Kampf auf?“

Da wälzte sich das Ungeheuer davon, daß das Wasser um dasselbe emporflog wie eine Wolke von Schaum, und mein Fahrzeug glitt sachte über den Ocean, der still in der Mittags-sonne dalag, und vor dem Steven zeichnete sich die ferne Linie des neuen Strandes.

Über Neurasthenie.

von
Dr. Gregor Meyner.

Die Nervenschwäche ist nicht, wie vielfach angenommen wird, eine „neue“ Krankheit, sondern bereits bei den medizinischen Schriftstellern des vorigen Jahrhunderts und sogar noch viel weiter zurück, bei Hippokrates, finden sich Beschreibungen von Zuständen, welche ziemlich genau mit den jetzt unter diesem Begriffe zusammengefaßten übereinstimmen. Nur der Name Neurasthenie ist eine Erfindung der Neuzeit und stammt von dem amerikanischen Arzte Beard, welcher 1868 unter dieser Bezeichnung eine Schilderung des Symptomenkomplexes gegeben hat, wobei er allerdings in der Abgrenzung der Erscheinungen zu weit ging. Die Affektion ist in den letzten Jahren ganz besonders im Publikum sehr bekannt geworden, und man hat sie als die „Krankheit des neunzehnten Jahrhunderts“ bezeichnet. Daß sie ungleich viel häufiger zur Beobachtung gelangt ist früher, liegt daran, daß ihre Anzeichen besser bestimmt sind, und daß sie daher viel mehr wie früher beachtet wird, ferner unstreitig in der gerade in unserer Zeit hervortretenden überstürzenden Hast, mit welcher der Einzelne dem Erwerbe nachjagt und, mit der Schnelligkeit der Dampfmaschine wetteifernd, Vermehrung seiner materiellen Güter erstrebt, um sich Vergnügungen zu verschaffen, welche ihrerseits wiederum im Uebermaß genossen, in gleichem Maße wie die Sorgen um die Existenz und die damit verbundenen Erregungen die Zustände der Nervenschöpfung herbeizuführen geeignet sind. Den Kampf ums Dasein kämpft das Gehirn, welches hierdurch in gleicher Weise wie durch den übermäßigen Gebrauch von Genussmitteln der verschiedensten Art überreizt wird. Die Zunahme der nervösen Konstitution in unserer modernen Gesellschaft beruht eben darauf, daß dieselbe wohl „zu viel Nerven, aber zu wenig Nerv“ besitzt. Sicherlich wird der Neurasthenie von manchen zu viel Beachtung geschenkt, während andere ihr wiederum eine zu geringe Bedeutung beilegen. Die richtige Anschauung und Schätzung der Affektion liegt, wie es meistens der Fall zu sein pflegt, ungefähr in der Mitte zwischen diesen beiden äußersten Grenzen. Im Folgenden geben wir eine skizzenhafte Beschreibung der am häufigsten bei der Neurasthenie beobachteten Erscheinungen, um zum Schluß einige ganz kurze Andeutungen über ihre Entstehung und ihr Vorkommen hinzuzufügen.

Sehr viele Menschen halten es in jetziger Zeit für interessant, für Neurastheniker zu gelten. Ein Individuum, das irgend eine der zahllosen und proteusartigen Erscheinungen der Nervenschwäche bietet — und kaum irgend jemand wird wohl nicht eins der gleich zu schildernden Symptome zu einer Zeit an sich bemerkt haben — ist noch nicht als neurasthenisch anzusehen. Wie auch bei anderen Leiden, sind besonders bei den Affektionen im Bereiche des Nervensystems die Menschen ge-

neigt, aus einer einzigen oder einigen wenigen Erscheinungen zu schließen, daß sie mit einer bestimmten Affektion — dies ist in unserer Zeit am häufigsten die Neurasthenie — behaftet sind. Nichts aber gerade ist unrichtiger und unheilvoller als ein solcher Schluß. Nur genaue Kenntnis der gesamten einschlägigen Verhältnisse, umfassende Untersuchung aller Funktionen und Organe ermöglicht es, eine solche Krankheit wirklich richtig zu erkennen, und ferner ist, wie wir gleich sehen werden, auch die unrichtige Einbildung und übertriebene Deutung einzelner Krankheitszustände bereits eins der vielen Zeichen von Neurasthenie oder noch weiter der Hypochondrie. Es ist daher dringend geboten, sich nicht grübelnden und quälenden Gedanken über angebliche Leiden zu überlassen, da eben dadurch ein nervöser Zustand verschlimmert und thatsächlich ein Nährboden für weitere Erkrankungen des Nervensystems geschaffen, selbstverständlich aber nicht das geringste gewonnen wird. Diese kleine Zusammenstellung, die keinen Anspruch auf Vollständigkeit erhebt, soll nur bezwecken, vor Augen zu führen, daß es unmöglich ist, aus einem Symptom die Nervenschwäche herzuleiten, da gerade das entgegengesetzte in vielen Fällen ebenfalls eine Erscheinung der Neurasthenie sein kann: so ist bei manchen Patienten Schlaflosigkeit, bei anderen geradezu Schlafsucht — immer zusammengehalten mit den anderen Erscheinungen — Zeichen von Nervenschwäche. Leider nun ist diese nicht allein bei der gebildeten Bevölkerung in den Städten, sondern auch bereits in den Arbeiterkreisen und auf dem Lande verbreitet. Auch unter diesen beginnen die „Nerven“ eine Rolle zu spielen, wenn auch glücklicherweise unsere Bauern noch nicht in dem Grade „nervös“ sind, wie es heute bei Damen und Herren der feinen Gesellschaft Mode ist. Immerhin gelangen auch unter jenen zahlreiche sogenannte „funktionelle Nervenerkrankungen“ zur Beobachtung.

Man unterscheidet bisher funktionelle und organische Krankheiten, und nimmt gewöhnlich an, daß bei den letzteren eine Veränderung im Bau der betroffenen Teile als Grund für die im Leben erkennbaren Erscheinungen vorhanden ist, während bei den ersteren sich zwar ebenfalls krankhafte Symptome im Leben, also Veränderungen der Funktionen eines oder verschiedener Organe, zeigen, jedoch weder während des Lebens, noch nach dem Tode deutliche Veränderungen der Organe nachgewiesen werden können. Nun ist aber das Entstehen einer Funktion ohne ein Organ, welches diese verrichtet, nicht denkbar. Man kann also wohl nur sagen, daß bei den funktionellen Erkrankungen es mit den bisherigen Hilfsmitteln noch nicht gelungen ist, Organveränderungen nachzuweisen; sicherlich aber sind solche vorhanden. Jeder krankhaften Veränderung der Funktion liegt also auch eine Veränderung in einem Organ zu Grunde, und wenn letztere durch geeignete Faktoren wieder gehoben ist, hört das Organ auf, krankhafte Erscheinungen zu äußern, und die Gesundheit ist wiederhergestellt. Von diesem Standpunkte aus muß auch die Neurasthenie, welche zu den funktionellen Nervenkrankheiten gezählt wird, beurteilt werden. Sie ist in ihren geringsten Graden überhaupt nicht als Krankheit anzusehen, während sie in ihren schwersten Formen vollkommen ausgebildete Krankheiten darstellt. Sie bildet nur die Anlage zu verschiedenen Nerven- und Geisteskrankheiten, zur Hysterie, Hypochondrie, Epilepsie, sie ist das Feld, auf welchem jene gedeihen, sie ist die Disposition zu diesen Krankheiten, und in geringen Graden nur eben diese. Überschreitet sie den geringen Grad, so wird sie zu einer bestimmt ausgesprochenen Krankheit, zur Hysterie, Hypochondrie, Epilepsie, Psychose leichten und leichtesten Grades. Es ist daher die Behauptung, daß fast alle Angehörigen der gebildeten und gelehrten Stände Neurastheniker sind, übertrieben, da sonst die genannten Krankheiten, welche als Abkömmlinge oder Fortsetzungen der Nervenschwäche zu gelten haben, bei weitem noch zahlreicher vorkommen müßten, als sie glücklicherweise beobachtet werden, wenngleich andererseits nicht geleugnet werden kann, daß diese Affektionen gegen früher in starker Zunahme begriffen sind. Die Anfänge

der letzteren fallen naturgemäß mit den Erscheinungen der Neurasthenie zusammen, und eine so scharfe Trennung dieser von jenen, wie sie beispielsweise von Beard geschaffen worden, ist wohl kaum durchführbar; so hat Beard viele Dinge unter der Neurasthenie untergebracht, welche andere bereits zu jenen schwereren Erkrankungen rechnen.

Die Zahl der im Laufe der Zeit für die Symptome der Nervenschwäche gebrauchten Namen ist beträchtlich: Krankhafte Reizbarkeit, gesteigerte Sensibilität, Racheie und Diathese nerveuse, Marasme und Etat nerveux, Affection vaporeuse, Vapeurs, Marasmus und Status nervosus, neuropathische Disposition oder Konstitution, Névropathie, Névropathie protéiforme, Névrosasme, Neuralgie générale, Surexcitation nerveuse, endlich der Ausdruck Nervosismus, welcher schon seiner Bildung wegen in Vergessenheit gesenkt zu werden verdient.

Man unterscheidet zwei Arten von Nerven, solche, welche das Gefühl, als sensible, und solche, welche die Bewegung vermitteln, als motorische. Ein ermüdetes Nerv zeigt zunächst gesteigerte Erregung. Dieselbe dauert nicht lange an, sondern geht nach kurzer Frist in das Gegenteil, die Erschöpfung über. Die Neurasthenie ist hervorgerufen durch gesteigerte Nerven-erregung und damit gesteigertem Verbrauch. Unter normalen Verhältnissen sind die sensiblen Nerven leichter erregbar als die motorischen; so sind auch meist bei der Neurasthenie die Erscheinungen in der Gefühlsphäre die frühesten, und da eine Steigerung derselben vorliegt, so hat man die gesteigerte Erregbarkeit der Sensibilität mit dem Namen Hyperästhesie bezeichnet. Dann erst folgen Störungen in der Bewegungs-, d. h. in der muskulären Sphäre, die zunächst ebenfalls in erhöhter Erregbarkeit bestehen, sich aber bald ins Gegenteil verwandeln, so daß auf die Hyperästhesie Muskelschwäche als zweite Haupterscheinung der Neurasthenie folgt. Ihr Wesen liegt also in gesteigerter Erregbarkeit mit Neigung zur schnellen Ermüdung, besonders der muskulären Sphäre. Treten statt der schnellen Erschöpfung andere Zustände in den Muskeln und anderen Organen, oder stärkere psychische Erregungen ein, so entstehen jene bereits mehrfach erwähnten Erkrankungen, deren Anfang die Neurasthenie bilden kann.

Die Hyperästhesien finden sich am meisten in den Muskeln und zugehörigen Gebieten, den Knochen, und machen sich als unangenehme Empfindungen oder Schmerzen bemerklich. Hauptächlich sind die Schmerzen in den Rückenmuskeln und der Wirbelsäule vorherrschend, und der Rückenschmerz, der von vielen fälschlicherweise aufs Rückenmark bezogen wird, ist eine der konstantesten Erscheinungen der Nervenschwäche. Zahlreiche Menschen, welche mit diesen Schmerzen behaftet sind, glauben schwere „Rückenmärker“ zu sein, während sie sich in vielen Fällen bei der Untersuchung als Neurastheniker herausstellen. Neben diesen Erscheinungen der „Spinalirritation“ treten besonders die Zeichen der Cerebralirritation hervor. Unter dieser faßt man Zustände zusammen, die die Kopf- und besonders die höheren Sinnesnerven betreffen: verschiedenartige abnorme Gefühle im Kopf, wie Schmerzen, Schwere, Druck, Benommenheit; im Gebiete der Augen das leichte Eintreten von Augenschmerzen, Flimmern, Verschwimmen der Gegenstände; im Gebiete der Ohren Säusen und verschiedenartige Geräusche; Belästigung durch Gerüche; schneller Wechsel der Stimmung, plötzliches Entstehen von Traurigkeit, Angst, Belloommenheit, Neigung zu Zorn, Zerstrentheit, Launenhaftigkeit, Schlaflosigkeit und Schläffucht. Die Angstzustände äußern sich bei ganz verschiedenen Anlässen und treten bei einzelnen Individuen unter ganz entgegengesetzten Verhältnissen auf als bei andern; allen gemeinsam ist, daß die betreffenden Personen wissen, daß eine objektive Veranlassung zur Furcht nicht vorhanden ist, aber ihr Wille und Verstand wird durch die erregbare Natur überwunden. Die Angstzustände verschwinden erst, wenn die veranlassenden Ursachen schwinden. Einige dieser zahllosen Zustände, deren Bezeichnungen mit dem griechischen Ausdruck für

Furcht zusammengesetzt sind, sind auch den Laien vielfach bekannt: die Platzfurcht, Agoraphobie, welche bei manchen Menschen entsteht, wenn sie über einen weiten Platz gehen. Bei anderen zeigt sich dasselbe Verhalten unter entgegengesetzten Umständen, bei Anwesenheit in geschlossenen engen Räumen, Klaustrophobie. Wiederum verschieden von dieser ist die Monophobie, die Furcht allein, und die Anthropophobie, die Furcht, mit Menschen zusammen sein zu müssen. Auch ziemlich bekannt ist der Höhenwindel, die Furcht, welche Personen befällt, wenn sie von einer steilen Anhöhe in die Tiefe blicken, und umgekehrt die Batophobie, welche eintritt, wenn jemand sich in einem engen Thale befindet und an einer hohen (Felsen-, Mauer-) Wand emporsehaut. Sehr verbreitet ist die Gewitterfurcht, Astrapathie, welche mit verschiedenen Erscheinungen einhergeht. Gewisse Menschen beobachten im Sommer fast unausgesetzt den Himmel, weil sie in beständigem Angstgefühl vor einem herannahenden Gewitter leben; einzelne dieser Individuen befinden sich in einer sehr unglücklichen Lage, und bei manchen Personen steigern sich während eines Gewitters die Erscheinungen bis zu vollständigen Krampfanfällen. Alle diese Zustände krankhafter Furcht, von denen hier nur einige wenige erwähnt sind, gehören in das Gebiet der Zwangsvorstellungen und nur dann zur Neurasthenie, wenn sie vorübergehend, unbedeutend sind. Bei längerer Ex- und Intensität geht auch hier die Nervenschwäche in die vorgeschrittenen Stadien der Geistesstörung, der Psychosen, über.

Die oben angeführten Muskelschmerzen, welche auf einer Hyperästhesie der Muskeln beruhen, betreffen besonders die Untersehenkel und Füße, beteiligen aber auch die Arme und veranlassen die Patienten zu einem stetigen Wechsel in der Haltung und Lage ihrer Gliedmaßen, welcher bei nervösen, ruhelosen Menschen leicht in die Augen fällt. Die Hyperästhesie äußert sich außerdem noch hauptsächlich in der Haut, in deren Nerven sich ziehende Schmerzen, ferner geringe Widerstandsfähigkeit gegen höhere oder niedrigere Temperaturen offenbaren. Aus letzterem Grunde erkälten sich Neurastheniker leicht, ferner leiden sie viel an Hitzegefühl, Hautjucken und ähnlichen abnormen Sensationen im Hautorgan.

An den Verdauungsorganen äußert sich die Hyperästhesie durch vermehrtes und vermindertes Durst- und Hungergefühl, Neigung zu starken Reizmitteln, Alkohol, Tabak, Kaffee, Thee. Dem Alkohol stehen die einzelnen Neurastheniker verschieden gegenüber, indem manche ihn gar nicht, andere, besonders nach Erkältungen, ihn in großen Mengen ohne nachteilige Wirkungen vertragen.

Wie in der Gefühlsphäre aus den Hyperästhesien die Anästhesien entstehen, ebenso folgt in der Bewegungsphäre auf die gesteigerte Beweglichkeit der Muskeln schnelle Erschöpfung. Viele der Leidenden liegen anhaltend am Tage auf dem Sofa, des Morgens lange im Bett (letztere Annehmlichkeiten bereiten sich auch kranke Menschen recht gern!). Außer der Muskelunruhe leiden Neurasthenische an starken Zuckungen und selbst Krämpfen, welche aber nur leichter Natur sind, da sie sonst nicht mehr zur Nervenschwäche gezählt werden dürfen. Diese Krämpfe treten namentlich in den Gesichtsmuskeln auf: Muskeln des Mundes, der Lippen, der Augen; ferner in den Wadenmuskeln. Außerdem sind Krämpfe in den Atmungs-, Kreislauf-, Verdauungsorganen häufig und bewirken die verschiedenartigsten Erscheinungen von seiten dieser. Auf Krämpfen im Circulationsapparat beruht das leichte Erröten, welches bei manchen Individuen bereits auftritt, wenn sie von einer anderen Person angeredet werden; Krämpfe in den Atmungsorganen erzeugen das Gähnen, Schlucken, Hüfteln und manche Formen von Asthma (Heufieber). Die absondernden Funktionen und die Ernährung verhalten sich in ganz entsprechender Weise wie die Funktionen der motorischen Sphäre; es ist ein zu geringes oder ein Übermaß derselben vorhanden. Die Schweiß- und Speichelabsonderung, die Ernährung und Wärmeproduktion ist zu stark oder zu gering. Solche Personen haben subjektiv Hitze oder Kältegefühl und frißeln vielfach. Auch wirklich

fieberhafte Temperaturen stellen sich bei ihnen ein, die bei Schädlichkeiten, welche gesunde Menschen noch nicht sehr in Mitleidenschaft ziehen, z. B. Magenkatarrh oder Schnupfen, so hoch werden können, daß sie den Beginn schwerer Erkrankungen vortäuschen, bis sie ebenso plötzlich, wie sie gekommen, auch wieder verschwinden. Vielfach finden sich auch Zuckerabscheidungen von verschiedener Stärke und Ausdehnung, welche bisweilen nur die Vorläufer der echten Zuckerkrankheit bilden, die sich nach irgend einer Veranlassung, Erkältung, Anstrengung u., offenbart. Die Schweißabsonderung ist vermehrt oder vermindert, schwitzende Hände und Füße oder abnorme Trockenheit derselben sind häufig. Der Gesamternährungszustand der Neurastheniker scheint zwar in einigen Fällen ein üppiger zu sein, ist aber selten ein kräftiger, so daß die Patienten bei betreffenden Gelegenheiten sich unfähig, irgend einen Widerstand darzubieten, erweisen. Wie das Übermaß von Sensibilität, Bewegung und Absonderung dem zu geringen Verhalten in diesen Zuständen und Verrichtungen vorausgeht, so zeigt sich auch bei Neurasthenischen früh das Gegenteil der zu üppigen Ernährung, frühzeitiges Altern, das sich in einzelnen Erscheinungen, frühem Ausfall der Zähne und Haare, Ergrauen der Haare, Trockenheit der Haare u. dergl. äußert. Bisweilen treten die Symptome der Nervenschwäche einseitig und zwar hauptsächlich links auf. Dies beruht darauf, daß die eine Seite des Körpers, die linke, erregbarer und daher auch weniger widerstandsfähig als die rechte ist.

Betreffs der Ursachen und Entstehung der Nervenschwäche ist zu sagen, daß dieselbe im weitaus größten Teil der Fälle angeboren oder ererbt ist, und daß sie da, wo sie erworben zu sein scheint, doch nur durch gewisse Schädlichkeiten verstärkt ist. Zu den letzteren gehören, wie bereits anfangs erwähnt, geistige und körperliche Überanstrengungen, psychische Affekte, Erschöpfung durch lang dauernde Krankheiten, starke Säfteverluste aus verschiedenen Ursachen, kurz alle diejenigen Momente, welche eine Überreizung und damit Abnutzung des Nervensystems bewirken, oder durch Blut- oder Säfteverlust die Gesamtkonstitution und somit auch das Nervensystem schwächen. Zu den Reizmitteln, welche im Übermaß genossen prädisponierend für die Entstehung von Neurosen und wie bekannt weiterhin von Psychosen wirken, gehören der Alkohol, Tabak, Kaffee u., zu welchen gerade manche Neurasthenische, wie oben hervorgehoben, eine besondere Neigung besitzen. Bei den körperlichen Überanstrengungen, welche nicht nur des Erwerbes oder der Pflicht, sondern sogar des Vergnügens wegen in der heutigen Gesellschaft beliebt sind, sind die Tanz- und Güzusammenkünfte zu erwähnen, deren häufige Aufeinanderfolge zur Erschöpfung des Nervensystems in hohem Maße beiträgt. Einige Menschen suchen unerklärlicherweise einen besonderen Reiz oder Ruhm darin, an einem Abende bei drei, auch vier solcher Vergnügungen (?) anwesend zu sein, und brüsten sich mit ihrer Leistungsfähigkeit in solchen Dingen, obwohl jedem denkenden Menschen ohne weiteres klar sein muß, daß eine solche Überreizung des Nervensystems, die mit dieser Überlastung verbunden ist, auf die Dauer nicht erträglich sein kann, sondern schwere Schädigungen des Organismus, speciell der Nerven, im Gefolge haben muß.

Da nun in vielen Fällen das Blut und auch die Nerven nach erschöpfenden Ursachen sich wieder ergänzen, so folgen glücklicherweise nicht immer auf schwächende Einflüsse jene oben genannten schwereren Erkrankungen des Nervensystems, wenn die nervöse Disposition dazu fehlt. Es ist sogar erstaunlich, wie viel manche Menschen in dieser Beziehung aushalten können, ohne dadurch anscheinend auch nur im geringsten in ihrer Gesundheit berührt zu werden.

Die Neurasthenie findet sich am häufigsten beim weiblichen Geschlecht in den mittleren Lebensjahren, in welchen die höchsten Ansprüche an die Leistungsfähigkeit des Menschen gestellt werden. Ihr Verlauf ist vielen Schwankungen unterworfen und chronisch. Trotzdem ist der Zustand auch bei recht hochgradiger Ausbildung der Wiederherstellung oder wenigstens solcher Besse-

rung fähig, daß das Wohlbefinden nicht sehr gestört erscheint. Hierzu sind besondere Maßregeln, welche die gesamte Ernährung und Konstitution des Kranken umstimmen und regeln, erforderlich.

Sterbende und werdende Bühnenpoesie.

Von
Paul Schlechter.

Man sagt, wir leben in einer Übergangsperiode. Ich kann darin kein besonderes Merkmal unserer Zeit erblicken; denn vorausschauende Geister haben niemals an irgend welchen Stillstand der Kulturentwicklung geglaubt und haben stets in der eigenen Zeit mehr das Veränderliche als das Bleibende wahrgenommen, und der rückwärtsgekehrte Prophet, der Historiker, kann auch in der Vitterarentwicklung das Wort des alten Heraklit bestätigt finden, daß alles flieht, daß mit der Zeit alles anders wird. Die literarische Entwicklung hängt ab von der Entwicklung des allgemeinen Kulturlebens, und jeder Dichter sieht mit den Augen seines Zeitgeistes in eine besondere Welt. Die großen Dichter der Vergangenheit sind für uns die klassischen Zeugen ihrer Welt, und ihre überzeugende Kunst macht uns jene längst verschwundenen Welten wieder lebendig und gegenwärtig. Hierin liegt der Begriff des Klassischen. Mit den Gestalten des Sophokles glauben wir an das delphische Orakel und an die Weisheit des blinden Sehers, der enthüllt. Mit Shakespeares Hamlet glauben wir an ehrliche Gespenster — und keine noch so aufgeklärte Aufklärung wird uns diesen Glauben nehmen, so lange wir im Banne der Dichtung bleiben. Die Kunst hat gegenüber den Wandlungen des Lebens eine konservierende Gewalt. Sie ist nicht bloß ein Spiegel, der das Bild der Zeit auffängt, sondern sie gleicht der Lichtplatte, welche das Bild auch festhält. Aber nur solche Kunstwerke bleiben lebendig, die irgend einmal aus der Fülle lebendigen Daseins etwas Ganzes und in sich Übereinstimmendes herausgegriffen haben. Sie mögen auf Jahre, auf Jahrzehnte vergessen werden, aber plötzlich sind sie wieder da. Auf den langen Winterschlaf folgt ein frohes Erwachen; und wie sich eine neue Zeit zu den alten Werken verhält, darin liegt die eigentliche Ahnenprobe ihres klassischen Werts. Man hat neuerdings mit litterarhistorischen Ausbuddelungen experimentiert. Den Zacharias Wernerischen „Martin Luther“ mußte man wieder hinlegen, wo er so gerühmt gelegen hatte, denn er war von je ein falscher Luther gewesen. Dagegen wurde uns erst vor wenig Jahren ein uralt Meisterstück neu beschert, aus dem unversehens ein frisches, blühendes und sprühendes Leben hervorslutete: Calderons „Richter von Zalamea.“ Kaum ist auf dem müden Marsch der Soldateska das Lied der Marktetenderin verklungen, so leben wir auch schon mitten im Drama, mitten in der Zeit, mitten in Spanien; denn wie der Dichter aus miterlebter Zeit ein Stück allgemeinen Menschentums herausgehoben hat, so führt uns wieder das allgemein Menschliche zum besonderen Zeitbild gläubig zurück.

Je enger eine Dichtung sich ans Leben schmiegt, desto länger bleibt sie selbst am Leben. Und darum muß mit dem neuen Dasein auch die Kunst gleichen Schritt halten. Haben die Lebensbedingungen sich geändert, so wird eine neue Kunst dem neuen Leben folgen. Wie im Leben selbst, so wird sich auch in der Kunst ein solcher Wechsel nicht sehr glimpflich vollziehen. Nur im stählenden Kampfe wird Neuland erobert, und in der Regel wird es ein Kampf der Generationen sein, ein Kampf der Jungen mit den Alten. Es ist nicht sehr ehrerbietig von der Jugend, die Ideale älterer Herrschaften anzutasten, aber sie kann sich damit trösten, daß diese älteren Herrschaften, da sie jung und grün waren, nicht viel pietätvoller handelten. Es hat immer eine geistige Disharmonie zwischen zwei einander ablösenden Generationen bestanden; wie die ata-

vißliche Lehre behauptet, daß der Enkel dem Großvater meist ähnlicher ist als dem eigenen Vater, wie die Alltags Erfahrung zeigt, daß die Kinder zu ihren Großeltern meist in einem zärtlicheren und vertrauteren Verhältnis stehen als zum strengen Vater und zur zurechtweisenden Mutter, so kann auch manchem von den Neusten, die sich jetzt so grenzenlos erdreisten, nachgerühmt werden, daß er unsern klassischen Großvätern von Weimar mit weit verständnisvollerer Hingebung zugethan ist, als die Generation, die unsern Klassikern unmittelbar folgte. Julius Rodenberg hat es in Weimar vor dem Hoftheater erlebt, wie Gutzkow gegen das Dioskuren-Denkmal die geballte Faust erhob und witterte: „Dies: beiden nehmen uns Lebendigen Luft und Licht; aber neumbändige Romane, wie wir, verstanden sie doch nicht zu schreiben!“ Gegen Goethe steht heute kein Wolfgang Menzel, kein Börne mit wüstem Hass auf; und höchstens plagen die Dünkers und Schröders den Schatten des Dichters mit ihrer öden Liebe. Wer als Student noch ein Schillerhasser war, bekennt sich reumütig zum Schillerbiographen. Goethe und Schiller sind aus dem Gewühl des Kampfes herausgetreten auf die freie Weltenswarte, wo alle großen Propheten der Vergangenheit stehen und, ewigen Lebens froh, auf die Zwifligkeiten herabschauen zwischen dem, was sterben muß, und dem, was werden will.

Dort stehen sie vereint mit solchen, die ihnen zur Lebzeit nicht immer genehm waren, denn der Kampf der Generationen ist nicht von heute. Wir können ihn durch die ganze zweihundertjährige Geschichte unserer deutschen Bühnendichtung verfolgen. Denken wir an den größten Geisteskämpfer, den unsere Litteratur zu ewigen Stolz ihr eigen nennt. Lessings Jugend war Kampf gegen die französischen Alexandrinertragödien und ihren schulmeisterlichen Anwalt Gottsched, der den Hanswurst verbannt und die Schaubühne anständig, tugendhaft, erhaben gemacht hatte. Was Gottsched damals in Theorie und Praxis vertreten hatte, galt als Codex aestheticus. Daran war nicht zu tippen. Die Kunst sollte, was Gottsched wollte, und irgend ein Gefinnungstüchtiger erklärte: „Niemand wird leugnen, daß die deutsche Schaubühne einen großen Teil ihrer ersten Verbesserung dem Herrn Professor Gottsched zu danken hat.“ Lessing aber rief dagegen: „Ich bin dieser Niemand!“ Entsetzter Staub wirbelte aus allen Perücken! Was erfachte sich der zweiundzwanzigjährige Berliner Recensent im Angesichte der mehr als fünfzigjährigen allgewaltigen Leipziger Magnificenz? Aber es dauerte nicht lange, und Lessing hatte den Gottsched beiseite und den Shakespeare entdeckt, denselben Shakespeare, der wenige Jahre zuvor von keinem Geringeren als Voltaire für einen betrunkenen Barbaren erachtet worden war. Dieser betrunkene Barbar führte eine neue große Kultur nach Deutschland; die französisierende Gattung der Alexandrinertragödie aber, die einst mit dem „sterbenden Cato“ begonnen hatte, mußte selber sterben, obwohl der Alexandrinervers vielen damaligen Kunstleuchten vom Wesen des Trauerspiels so untrennbar schien, wie manchen heutigen der fünfzügige Jambus.

Und mit der Form starb der Stoff. Keine noch so erhabene Tugend hat all diese römischen, griechischen, persischen Theater-Heroen und Heroinen vor einem seligen schmählichen Ende zu schützen vermocht. Statt ihrer erschienen auf der deutschen Bühne die Helden des eben erst beendeten Siebenjährigen Krieges; nicht der große Cyrus, sondern der große Fritz war jetzt das Fürstenideal, und von Persien blieb nur noch die Schwärmerie des ehrlichen Wachtmeisters Paul Werner für den Prinzen Heraklius übrig. Das wirkliche Dasein, die lebendige Zeit hatte wieder einmal ihr dichterisches Recht gefordert, und dieser Ruf nach Wahrheit und Natur trug die deutsche Lustspielpoesie mit einem Meisterverschlag auf ihre einsame Höhe empor.

Auf „Minna von Barnhelm“ folgte „Emilia Galotti“, die Mustertragödie eines neuen Stils, völlig frei von allen Irrlehren des Gottschedtums und gleichfalls nicht ohne ein starkes Wirklichkeitsmoment; denn vom Lustschloße zu Dofalo führen geheime Gänge auch an die Fürstenhöfe des damaligen

Deutschland; aber der einstige Voltairebesieger war nun auch in seiner Art sehr maßvoll geworden und sah unwillig auf ein junges heranstürmendes Geschlecht herab, das seinen Shakespeare noch über Shakespeare. Lessings Emilia und Goethes Götz sind Früchte eines Jahrgangs. Während sie heute, mit gleicher verständnisfreudiger Hingebung bewundert, beide auf unsern Bühnen friedlich nebeneinander leben, brachten sie damals ihre beiden Dichter, den Shakespeare-Entdecker und den Shakespeare-Enthusiasten, in einen Gegenatz. Wieder einmal standen sich zwei Generationen gegenüber. Von der „Emilia“ sagt Goethe, daß er ihr nicht gut sei, und Lessing klagte über „das theatrale Unwesen“ und hielt sich gewaltsam vom Theater zurück, „um nicht mit Goethe anbinden zu müssen.“ „Alles Genie,“ schreibt er an Wieland, „haben gewisse Leute in Beschlag genommen, mit denen ich mich nicht gern auf einem Wege möchte finden lassen.“ Wort für Wort könnte das heute, nur nicht so höflich, gegen die Freie Bühne gesagt werden. Dem Götz zog eine ganze Schaar von Stürmern und Drängern nach, die ohne ängstliche Beachtung überkommener Kunstregeln geschloß und maßlos dem Zufall, der Laune freisten Spielraum ließen und von Shakespeares Kraft ergriffen, von Rousseaus Naturevangelium verzücht, vom Geiste der nahenden Revolutionszeit ahnungs voll erregt, das Nächste ergriffen und in einer Art dichteten, die man damals kraftgenial nannte. Heute würde man sie naturalistisch nennen. Unter den damaligen Naturalisten befand sich auch Goethes Straßburger Jugendgenosse Heinrich Leopold Wagner mit seiner „Kindermörderin.“ Von dieser höchst gewagten bürgerlichen Tragödie meint Carl Frenzel, es könnte sie Gerhart Hauptmann geschrieben haben. Wenn das der Fall wäre, so darf sich Herr Hauptmann über manche Grobheit, die ihm jetzt gesagt wird, mit der Hoffnung trösten, daß ein späteres Jahrhundert ihn ebenso würdigen wird, wie heutige Litteraturforscher den Dichter der „Kindermörderin“ würdigen. In diesem Jahr ist wiederum der ominöse Schillerpreis fällig. Mein hochverehrter Freund Erich Schmidt hat als Sekretär der Preiskommission dieser Vorschläge zu unterbreiten. Ob er Herrn Gerhart Hauptmann der Ehre des königlichen Preises für würdig halten wird, ist mir mehr als zweifelhaft. Sicher aber weiß ich, daß er jenen Heinrich Leopold Wagner, obwohl er nicht einmal der Hauptmann der Geniezeit war, einer ganz ausgezeichneten Biographie gewürdigt hat, worin er vorzüglich nachwies, wie eine solche naturalistische Bewegung aus der Zeit entstehen kann. Dies soll nur beweisen, daß sich verwandte Erscheinungen aus historischer Ferne freier und gemächlicher betrachten lassen als von nah. Vom längst Verstorbenen sagt man: ach, wie interessant! vom Werden den sagt man: pui, wie absehtlich!

Wir haben das am Beispiele Lessings gesehen, und können es auch am Beispiel Goethes oft recht schmerzlich sehen. Der Götz war noch nicht zehn Jahre alt, aber sein Dichter bereits am Weimarer Hof, als im Todesjahr Lessings Schiller zum erstenmal auf die Bühne trat. „Die Räuber“ und „Luise Millerin“ — diese wundervollsten Früchte der durch Goethes Jugenddrama eingeleiteten Geniezeit — wuchsen in einem Entriistungsturm erregten sie! Nicht bloß bei urteilslosen Schwärmern und Schreibern, nein, auch ein so kunstsinziger Mann wie Goethes römischer Freund Carl Philipp Moriz war außer sich; die „Vossische Zeitung“ wurde das Organ seines Entsetzens über „Kabale und Liebe.“ Aber auch Goethe selbst kam sich ungefähr so vor, wie sein Zauberkocher, der die Geister, die er rief, wieder los werden möchte. Später hat er es zugestanden: „Schiller war mir verhaßt, weil ein kraftvolles aber unrefines Talent gerade die ethischen und theatrale Paradoxe, von denen ich mich zu reinigen strebte, recht im vollen hinreichenden Strom über das Vaterland ausgoß.“ Und so dachten viele. Aber die litterarischen Autoritäten und Kapazitäten überwand ein stärkeres Element, ein Element, das immer den wahren Erfolg entschieden hat. „Die Aufnahme der Räuber,“ sagt der gewiß nicht voreingenommene Julian Schmidt, „erinnerte an die Aufnahme des Werther, die ganze Jugend war elektri-

siert, die Kritiker sträubten sich vergebens.“ Vergebens mochten sie über Unflut und Greuel wettern und gegen die Brüder Moor sogar den Dienst des Schinders anrufen — die Jugend setzte ihren Dichter durch.

D, wäre das ein Vierteljahrhundert später auch dem andern vergönnt gewesen, der neben Schiller der genialste Dramatiker unserer Sprache ist! Goethe hatte längst Freundschaft mit dem Räuberdichter geschlossen, ja er hatte schon dem herrlichsten Freunde das herrlichste Grablied geweiht, da trat ein ehrfurchtiger Bittsteller an ihn heran; Goethe protegierte damals mit der Großmut der Großen allerlei litterarische Kretzi und Plethi, aber gegen diesen einen verhielt er sich kalt und schroff. Man führt das Unglück Heinrich von Kleists zum Teil auf jene traurige, wahrhaft tragische Enttäuschung und Verfemung zurück, die er aus Weimar empfing. Niemand kann wissen, ob ihm die Günst Weimars Glück geleuchtet hätte. Was dem Ehsamen fehlte, war nicht der Schutz von oben herab; es fehlten junge Hände, die ihn aus seinem Dunkel hoben; es fehlten junge Schultern, die ihn hoch im Lichte trugen. So kam es, daß dieser große Dichter am halben Lebenswerke starb und erst viele Jahre später seine Poesie auf der Bühne lebendig wurde. So freilich blieb sie, während Schiller Gemeingut wurde, unverbraucht und unabhgegriffen, und heute, dünkt mich, hat ihn die Jugend; nicht zwar die sogenannte „reifere“ Jugend, für welche Indianergeschichten und Hoftheater auf der Welt sind; auch nicht jene neuerdings aufgekommene patent-schneidige Jugend, für die schon auf Obersekunda der Geheimratstitel ein Ziel herzinnigen Strebens ist, sondern die Jugend der werdenden, die immer dankbar sind.

Was Goethe damals von Kleist abstieß, ist dasselbe, was diesem unsere Zeit gewonnen hat, was ihn, den kräftigsten und selbständigsten Sohn der Romantik, zum Vorboten einer neuen Kunst macht. Während Goethe immer stilvoller und maßvoller wurde, während seine Muse immer gesetzter wurde, immer strenger auf schöne Form hielt, suchte Kleist den natürlichen Menschen. Goethe ging auf feste typische Verhältnisse und stellte sie möglichst rein dar, Kleist ging in großartiger Vorahnung einer neuen Lebensanschauung auf den Zusammenhang des Physischen mit dem Seelischen. Er ging nicht von allgemeinen Grundsätzen aus, sondern wie ein empirischer Forscher vom beobachteten Einzelfall. Er zwängte nicht unter das Allgemeine alles Besondere ein, sondern auf der Kenntnis des Besonderen begründete er seine Ansicht vom Allgemeinen. Der allgemeine Grundsatz lautet: Ein Held und Feldherr fürchtet sich nicht vor dem Tode! Kleist aber zeigt den Prinzen von Homburg im Momente der Todesfurcht; und gerade in dieser, von der Schulämter so scharf getadelten Scene, die freilich einen kongenialen Realisten wie Joseph Kainz fordert, gerade hier: nicht in der Standhaftigkeit, sondern in den Bewegungen der menschlichen Seele lösen sich die Rätsel der Menschlichkeit. Das menschliche Herz ist nicht auf feste Grundsätze genagelt. Es hat Gefühle, die sich verwirren, es hat Zuckungen, Pressionen, Stimmungen, Krankheiten. Es sucht auf Treppstufen den rechten Weg und findet ihn selten. Das hat Heinrich von Kleist tief begriffen, und darum ist er im Gegensatz zum Moralisten Schiller trotz seinem romantischen Gepräge der realistische Psychophysiker, und hätte er statt Schiller Schule gemacht, so würden wir vielleicht weniger ideale Begeisterungsfähigkeit, aber mehr Menschenkenntnis in Deutschland gehabt haben. Wir hätten weniger weit in die Sterne gesehen, aber desto tiefer dem Nachbar ins Herz. Es wäre weniger übertriebener Haß und weniger übertriebene Liebe unter den Leuten, und wir wären wenigstens dem einen Ideale näher gekommen, das fast höher steht als irgend ein anderes und das unserem historisch-naturwissenschaftlichen Zeitalter am gemäßigtesten ist: dem Nebenmenschlichen gerecht zu werden.

Kleist suchte 1811 den Tod und brauchte nicht vergessen zu werden, da er gar nicht bekannt geworden war. Die deutsche Bühnenpoesie aber ging, unbeeinflusst vom Dichter des „Prinzen von Homburg“ und des „Zerbrochenen Kruges,“ ihrer

Wege. Jetzt nach achtzig Jahren stehen wir, wenn nicht alles täuscht, am Ende dieser völlig ausgetretenen Wege, und es fragt sich: Was nun? Werfen wir einen flüchtigen Blick auf diese Wege zurück. Der eine geht vom hohen Stil der Schiller'schen Trauerspiele aus. Für die Sprache ist der fünfzügige Jambus feste Form und Norm. Der Stoff wird aus den großen geschichtlichen Begebenheiten der Vergangenheit geschöpft. So viel wie möglich beachtet man die nie verstandenen Regeln des Aristoteles. Schöne Lebensweisen, schwingvoll ausgedrückt, verschaffen dem Dichter zugleich den Ruf eines tieferen Geistes. Da mit diesen Stücken nie viel Geld zu verdienen war, denn selten konnte eins davon sich das Theater erobern, so galten ihre Dichter für ideale Naturen, die, vom rauhen Leben abgekehrt, dem wahrhaft Schönen und dem wahrhaft Guten einen stillen Altar bauen, die, wie die Märchentante sagt, das Banner des Idealismus hochhalten. So häuften sich jene Buchdramen, von denen die Bühne nichts weiß, und die Beschäftigung mit Konradin von Schwaben oder mit den Gracchen wurde eine poetische Ferienlust sinniger Oberlehrer. Meist konnten sie von Glück sagen, wenn niemand auf ihr stilles Wirken achtete. Denn regte sich irgendwo ein stärkeres Talent, öffnete sich ihm erfolgreich die Bühne, so konnte sich ein so unendlich trauriges Menschenlos erfüllen, wie wir es am preisgekrönten Dichter von „Brutus und Collatinus“ erlebt haben. Der Weltentlegene fand sich nicht mehr zurecht in der Welt. Selbst wirkliche Poeten, die etwas zu sagen haben und etwas sagen können, scheiterten an der Entlegenheit ihrer Stoffe, an der Getragenheit ihres Stils. Und ihre großen Erfolge auf anderen Gebieten konnten die Jambenstücke nicht mit ins Schlepptau nehmen. Freytags „Faber,“ Heyjes „Alfibiades,“ Wilbrandts „Aero,“ wer kennt sie? Hob sich einmal eins dieser Stücke zur Kraft eines Bühnenerfolgs, wie Wilbrandts „Arria und Messalina,“ so verdankte es ihm recht unidealen Ursachen: einer pikanten Situation oder den Reizen einer großen Schauspielerin. Diese Gattung des Buchdramas schien an ihrer eigenen Langeweile sterben zu wollen, als der Herbst 1881 plötzlich eine Überraschung brachte: das siegreiche Auftreten Ernst von Wildenbruchs, der es verstanden hatte, dem absterbenden Stil noch einmal starke, fortreisende Theatereffekte abzugewinnen. An jenem Karolinger-Abend des Berliner Victoria-theaters, der vielen von uns in guter Erinnerung ist, begrüßte man den Anbruch einer neuen Ära. Ich fürchte, es war das letzte Auflackern der verlöschenden Flamme, denn der Dichter selbst fühlt sich nicht sehr wohl mehr im alten Jambenstil. In seinen beiden jüngsten Dramen, bei den „Quisquos“ im Stoff, beim „Generalfeldoberst“ in der Wahl des Knüttelvermaßes — Welch weitgehende, entschlossene Konzessionen an den derben Realismus unserer realen Zeit. Dennoch wird der Harolddichter unter dem Namen des letzten Pathetikers in die Litteraturgeschichte übergehen.

Liegt in den historischen Tragödien die Abkehr von Welt und Leben gewissermaßen im Stoff und im Stil, erblickte man in dieser Abkehr sogar eine poetische Tugend, so sind die anderen Gattungen, die im Sterben liegen, durchaus auf Wirklichkeit und Welt angewiesen; denn als Zeit der Handlung wird in diesen Stücken meist die Gegenwart angegeben, und Ort der Handlung ist entweder eine deutsche Kleinstadt oder eine deutsche Mittelstadt oder ein Rittergut, neuerdings immer häufiger eine Großstadt, worunter dann meist Berlin verstanden wird. Es fehlt auch nicht an lokalen Beziehungen, man preißt bei Drossel, kauft Schmucksachen bei Friedländer, stärkt sich bei Siechen und läßt in Hoppegarten rennen. Die Personennamen sind zwar mehr aus der Gartenlaube als aus dem Adressbuch genommen, und auf eine Minna oder Martha kommen immer dreißig Hildegards und zwanzig Hortensien, aber die Berufswahl der Herrschaften verführt uns, sie für werthe Zeitgenossen zu halten. Diesem äußerlichsten Realismus entspricht innerhalb der Handlung ein Realismus in Kleinigkeiten. Aber in allem Wesentlichen, vor allem in den Charakteren, Empfindungen, Entschlüssen, Redewendungen der handelnden Personen

wird von der Forderung der realen Wichtigkeit so gut wie gänzlich abgesehen: gleichviel ob es sich um eine Sentimentalität im Stil der Birchpfeiffer oder um eine Schurre im Stil des Benedix handelt. Diesen Autoren macht es nichts aus, wenn das reiche Fräulein Tilli seinem armen Geliebten ein dickes urchlechtes Manuscript entwendet, wenn sie es heimlich drucken und verlegen läßt, wenn sie dann eines schönen Tages das fertige Buch in zierlichem Einband dem freudig Überraschten aus liebender Hand darreicht, ja sogar auch schon einige günstige gedruckte Rezensionen beilegen kann. Leider entstehen und erscheinen Bücher auf etwas andere Weise.

Dadurch, daß unsere sogenannten Lustspieldichter den Maßstab des Lebens nicht streng festhielten und ihn ganz willkürlich verwendeten, entstand das Schlimmste, was einem Werke der Kunst nachgesagt werden kann: die Stillosigkeit. Häufig trug Mangel an Talent die Schuld, noch häufiger Mangel an Geschmack oder Mangel an künstlerischer Gewissenhaftigkeit. Gefeitert durch ein mehr oder minder starkes, aber meist recht äußerliches Bühnengeschick gingen diese Autoren auf starke äußere Effekte aus: sie wollten entweder rühren oder, um ein Gottfried Keller'sches Wort zu brauchen, lächern. Diese Wirkungen, die ihnen oft sehr gut gelungen sind, folgten nicht aus einer einheitlich gefaßten Aktion, sondern man ging von vornherein auf diese Wirkungen aus. Nicht ein Bild des Lebens zu schaffen, sondern jene Wirkungen zu erzielen, wurde der Zweck. Man hat damit dem Publikum manchen vergnügten Abend bereitet, aber der Kunstentwicklung so lange geschadet, bis das Publikum jetzt allmählich aufhört zu lachen oder zu weinen.

Der Ahnherr des deutschen Märchstücks ist Iffland, der Ahnherr des deutschen Lachstücks ist Kogebue; beide haben Schule gemacht, und ihre Art hat sich bei denjenigen Autoren, die das Ohr der großen Masse suchten und fanden, im Laufe der Jahrzehnte immer mehr vergrößert. Die Märch- und Lachstücke wurden krasser, das Kunstgewissen weiter und die Tantième größer! Freilich suchten feinere dichterische Naturen, wie Bauernfeld, sich einen eigenen Weg, konnten sich aber doch nicht von der überlieferten Unrealistik emancipieren, am wenigsten in Sprache und Technik. Sprechen die Leute bei Benedix banal, so sprechen sie bei Bauernfeld briefmäßig. Ein feiner Hauch von Wiener Luft liegt in den Bauernfeld'schen Lustspielen, aber schon in Berlin wird er nicht verspürt, weil die mangelhaften Kunstmittel von seiner Wahrheit nicht überzeugen. Darum wird auch dieser seine satirische Geist in seinen Werken nicht lange mehr fortleben. Denn alles Unehnte in Sprache, Komposition und Charakteristik kann durch den Sprit eine Weile für echt ausgegeben werden; dann veraltet es. Nur die unmittelbare, von literarischer Überlieferung möglichst befreite Berührung des schaffenden Geistes mit der Natur kann Lebenskraft verleihen. Und wo dieses Bedürfnis gefühlt und anerkannt wird, liegt die Hoffnung auf eine Weiterentwicklung unserer Bühnenpoesie.

Das deutsche Drama hohen wie niederen Stils hat sich im Verlauf dieses Jahrhunderts so weit von allen realen Verhältnissen, von allen psychologischen Folgerichtigkeiten entfernt, daß jetzt etwas Neues entstehen muß, wenn man überhaupt noch von einer deutschen Bühnenpoesie sprechen darf. Und dieses Neue kann sich nur nach neuen Weltanschauungen richten. Gewiß gab es Zeiten, wo Weltflucht dem Dichter geboten war, wo er sich aus dem Elend und der Leere des eigenen Daseins in ein erträumtes Arkadien rettete; Schäfer und Schäferin tändelten dann mit weißen Lämmlein an rosaroten Wändchen und unterschieden sich freilich nicht unwesentlich von dem Bauernvolk, das in den Dorftragödien allerneuesten und allerfreiesten Geneses sein Wesen oder, wie andere sagen, sein Unwesen treibt. Aber sehnen wir uns denn nach Arkadien? Haben wir Ursache zu einer Weltflucht, die im Grunde der schroffste Pessimismus ist? Ich glaube, wir sind alle bis über die Ohren verliebt in unsere Zeit, und wenn unsere Zeit Kampf ist, wie diejenige Hottens war, so können auch wir mit diesem herr-

lichen deutschen Manne, der niemals ein Blatt vor den Mund nahm, ausrufen: es ist eine Lust zu leben! Vor uns der Tag und hinter uns die Nacht! Wenn der letzte Abendstrahl seine Schatten wirft, so ist es gut zu sinnen und zu träumen. Wenn aber ein rauher Frühwind die neue Sonne meldet, so ist es gut zu erwachen, gerüstet zu sein zur That, oder, wie das große Schlagwort unserer Zeit lautet: zum Kampfe ums Dasein! Mit Andacht, aber nicht mit Sehnsucht blicken wir zurück auf jene frommen, trägen Tage, da der Großvater die Großmutter nahm, und was damals Poesie hieß, wird unserem historisch nachfühlenden Sinn immer als Poesie gelten; wir aber brauchen eine andere, wir brauchen unsere eigene Poesie. Wenn wir heute auf die Brautschau gehen, so tragen und betragen wir uns anders, als es der Großvater that, da er ein Bräutigam war. Ob besser, ob schlechter, darüber steht uns kein Urteil zu; aber wir würden uns lächerlich machen, wenn wir heute wieder den blauen Frack mit den Hornknöpfen hervorholten. Und ebenso lächerlich ist es, den poetischen Sinn unserer Zeit nach der Poesie einer vergangenen Zeit maßregeln zu wollen. Als man die Postkutsche erfand, ahnte niemand, daß diesem plumpen, gelben Kasten sich würde Poesie entlocken lassen. Poesie kam erst mit den Lenten, die einsteigen. Als der muntere Schwager mit der Peitsche knallte und sein Posthorn an den Mund setzte, siehe, da fand sich als blinder Passagier auch die Poesie ein, das Signal ward zum Liebe, und bald fuhr Lenau's Postillon auf allen deutschen Straßen. Warum sollte es dem modernen Eisenbahnschaffner übler ergehen? Er ist auch ein Mensch sozusagen! Freilich wird Zolas Lokomotivführer wesentlich anders getarnt sein als Lenau's Postillon, aber nicht erst der neueste Komant des großen Naturalisten beweist die Poesie der Eisenbahn. Sobald sich mit diesem Zutritt ein herzerfüllendes Erlebnis verquickt, ist die Poesie vorhanden. Wer fröstelnd, gelangweilt und übel gelaunt von Berlin nach Posenmüdel fährt, wird das Coupé verfluchen. Wenn aber die erste Begegnung zwischen Ihm und Ihr auf der Eisenbahn stattgefunden hat, so wird sich, falls die lange Neue ausbleibt, für beide zeitlebens mit dem Begriff der Eisenbahn eine liebliche Vorstellung verknüpfen, und ist Er ein Dichter (Ihr möcht' ich's nicht wünschen), so wird er die liebe Eisenbahn besingen.

An sich ist kein Ding weder poetisch noch unpoetisch, erst unsere Anschauung macht es dazu. Dies sei denen entgegen, die sich bei modernen Dichtern über die Wahl ihrer Stoffe beklagen. Der moderne Dichter sucht sich den Stoff, der ihm für die künstlerische Wiedergabe des modernen Lebens die günstigste Ausbeute gewährt. Und es fragt sich nicht, wie das Geschehen soll oder geschehen darf, sondern wie es geschehen kann. Solches Können aber hängt fast ausschließlich von der Kraft dessen ab, der es unternimmt. Vorschriften und Ratschläge lassen sich da nicht erteilen. Es ist nicht möglich, dem Versuchenden eine Richtung anzugeben, die er nicht in sich selber findet, noch weniger aber sollte man ihn mit einem donnernden „Du gehst zu weit!“ erschrecken. Bei großen Wendepunkten der Kulturentwicklung haben nie schüchterne, sondern immer nur kühne Versuche zum Ziel geführt. Und wo einer strebend sich bemüht, von reinen, ersten, großen Absichten erfüllt, ohne persönliche Eitelkeit, ohne lärmende Ruhmredigkeit, aber zielbewußt und leistungsträchtig, da sollte man ihn gewähren lassen und ihn nicht aus dem Dickicht oder meinetwegen aus Sumpf und Morast auf den alten öden Sandweg zurückschlimpen. Worauf es allein ankommt, ist die Frage, ob der ehrlich und kraftvoll nach dem neuen Lebensgehalt Suchende nicht selber irrt. Diese Frage aber läßt sich erst beantworten, wenn er bei irgend einem Ziele steht; denn wir vermögen nicht a priori anzukündigen, worin jener neue Lebensgehalt besteht. (Schluß folgt.)

Zolas neuester Roman.

Von
F. M.

Zolas Roman „La Bête Humaine,“ welcher jochen im französischen Original und gleichzeitig unter dem Titel „Die Bestie im Menschen“* deutsch erschienen ist, ist bereits der siebzehnte in der Reihe der schwefelgelben Bände, welche unter dem Gesamtnamen „Les Rougon-Macquart, histoire naturelle et sociale d'une famille sous le second empire“ erschienen sind und von denen einzelne in einer Auflage von mehr als 100000 Exemplaren in der ganzen Welt gelesen wurden. Wenn es wirklich der siebzehnte Band eines zusammenhängenden Werkes wäre, so könnte ich hier kaum darüber berichten; ich kann auch von meinem treuesten Leser nicht verlangen, daß er wisse, was ich da und dort über die bisherigen sechzehn Bände habe drucken lassen. Glücklicherweise ist auch Zola nicht so unbescheiden, von seinen Lesern ein gutes Gedächtnis zu verlangen, und so ist der Zusammenhang der einzelnen Romane, d. h. die Blutsverwandtschaft ihrer Helden, schließlich nicht mehr und nicht weniger geworden als eine geschäftliche Spekulation, eine Spekulation, die übrigens nicht geglättet ist; die Absatzziffern der einzelnen Bände könnten sonst nicht so ungleich ausgefallen sein. Als Zola seinen ungeheuren Plan den Brüdern Goncourt vor mehr als zwanzig Jahren vortrug, mag ihm allerdings ein so gewaltiger architektonischer Bau vorgezeichnet haben, dessen Teile einander trugen und stützten; und es soll ihm nicht zum Vorwurfe gemacht werden, daß er aufgab, was über die Kräfte eines Menschen ging. Er hätte nur beizeiten das falsche Anhängeschild einziehen und jeden seiner Romane als selbständiges Werk in die Welt schicken sollen.

Auch so bleibt gerade die Kraft Zolas noch bewundernswürdig genug. Wohl ist seine bekante Kunstübung vielfach zur Schablone geworden, wohl macht er es sich mit der Handlung überaus bequem, teils der Not gehorchend, teils dem eigenen Triebe; trotzdem ist es eine Riesearbeit, diese endlose Reihe von naturalistischen Studien, welche mit stets gleich bleibendem Scharfblick nacheinander die Lebensstriebe der verschiedensten Menschenklassen darstellen. Es ist kaum zu glauben, daß ein Mensch in ununterbrochener Detailarbeit alle diese Beobachtungen sammeln konnte; aber es ist noch schwerer zu fassen, daß das Gehirn eines Einzigen ausgereicht habe, um die Verarbeitung der unzähligen Notizen durch siebzehn Bände in einer Sprache vorzunehmen, welche fast ohne Ermatten jedem Dinge gerecht wird, die Symphonieen von Käsegerüchen und von Spizen mit gleicher Virtuosität wiedergibt, und welche durch ihre unerhörte Schlagkraft und Prägnanz allein die Folge des Dichters bei einem feinfühligem Publikum erklären könnte. Wer den ganzen Reichtum einer lebenden Sprache in ein Wörterbuch gebannt hat, wird für diese Leistung mit Recht gefeiert; wer aber wie Zola den ganzen Reichtum seiner Sprache aufs neue lebendig werden ließ, der hat eine größere Arbeit vollbracht.

Wenn von der Pracht der Zolaschen Sprache die Rede ist, so kann natürlich nur das Original gemeint sein. Es giebt bisher keine gute Übersetzung von Zola, so viele deutsche Schriftsteller und auch andere Übersetzer sich schon daran versucht haben. Auch das neueste Buch ist — soweit Stichproben ein Urteil gestatten — zwar recht fließend und flott, dafür aber recht flüchtig im Deutschen wiedergegeben. Gerade die größte Schönheit einer modernen schönen Sprache, nämlich das allein Zutreffende des Ausdrucks, die Prägnanz, ist völlig außer acht gelassen; und an argen Fehlern ist kein Mangel. „Sie steckte ihm hundert Sousstücke in die Taschen,“ heißt es einmal anstatt Münzen im Werte von hundert Sous, d. h. „Fünftfrank-

stücke.“ Neben solchen Ungeschicklichkeiten, die zu häufig vorkommen, sind die eigentlichen Schnitzer fast von geringerer Bedeutung. Zola macht es allerdings seinen Übersetzern nicht leicht; seine Manier, jedesmal eine bestimmte Sphäre der menschlichen Thätigkeit zu behandeln, sie womöglich völlig abzugrasen und keinem Nachfolger ein Motiv zurückzulassen, verlangt auch von dem Übersetzer eine genaue Kenntnis der betreffenden Sphäre.

Diesmal hat Zola — wie die Reklamen schon vor Jahr und Tag angekündigt haben — das Leben der Eisenbahnmenschen zum Gegenstande seiner Studien und seiner Studie gemacht. Wieder ist es ihm in erstaunlichem Grade gelungen, das Interesse des Lesers auf dieses eine Feld zusammenzuziehen; und es kann als Triumph seiner Technik bezeichnet werden, daß wir in der That nur mit Eisenbahnbeamten (natürlich mit den dazu gehörigen Weibern) zu thun haben, daß wir das ganze große Getriebe der französischen Westbahn, vom Verwaltungsrat herab bis zum Weichensteller, sichtlich übersehen und schließlich die Abfahrtszeiten der Hauptzüge zwischen Paris und Havre im Kopfe behalten. Auch ist es beachtenswert, daß Zola in diesem Romane eine ganz neue Einheit erfinden hat, welche Aristoteles noch nicht kannte: eine Eisenbahnstrecke als Einheit des Ortes. Wir befinden uns entweder auf der Strecke selbst oder in einem Wächterhäuschen, und wenn der Roman doch an den Endpunkten in Paris oder in Havre spielt, so sieht man den Dampf der Lokomotiven und hört ihre Pfliffe aus allen Zimmern, in denen geliebt oder gemordet wird.

Es geht nämlich in dem neuesten Romane im Gegensatz zu den meisten früheren Bänden furchtbar viel vor. Zola wollte offenbar einmal eine reiche Handlung entfalten, und während er bisher um der Armut an Geschehnissen willen getadelt wurde, hat er diesmal eine Menge von Schrecknissen zusammengetragen, die für jeden Colportageroman ausreichen würden. Der Bahnhofsinспекtor Roubaud erfährt zu Beginn der Geschichte, daß seine Frau Severine von einem einflussreichen Verwaltungsrat und Millionär in früher Jugend verführt worden ist. Dafür wird der Verwaltungsrat nach Gebühr von dem beleidigten Gatten im Eisenbahncoupé ermordet. Der Thäter bleibt unentdeckt, aber zwischen ihm und Severine steht fortan sein Schatten und sie nimmt den Lokomotivführer Jacques zum Geliebten; daß dieser nebenbei Lantier heißt, soll übrigens die mythische Verbindung mit den anderen Helden der Rougon-Macquart herstellen, aber ich gehe wie gesagt auf diesen Konstitutions-Schwindel nicht ein. Jacques leidet nun an dem gewiß nicht häufigen Gelüste, jedes Weib, welches seine Sinne reizt, zu ermorden; dieser Wahnsinn bringt trotz alles übrigen Mordes und Totschlags erst die rechte Spannung in die Fabel hinein. Man wird neugierig darauf, wenn Jacques endlich zufoßen werde; und in technischer Beziehung verdient es alles Lob, daß Zola seinen Aufsichtler Zacc, dessen perverse Neigungen wir gleich zu Anfang kennen lernen, erst zu Ende der Erzählung seinen ersten und letzten Mord begehen läßt. Dieser Jacques also hat die verliebte Barrièrewächterin Flora in der Absicht, sie nicht zu erlösen, ungeliebt gelassen, und die thatkräftige Beamtin faßt darum den Beschluß, den Pariser Schnellzug, in welchem Jacques als Führer, Severine als Fahrgast nach ihrem Absteigequartier eilen, zum Entgleisen zu bringen. Sie besorgt das so sachgemäß, daß es nach einer sehr realistischen Schilderung 15 Tote und eine Menge Verwundete giebt; nur die beiden Opfer, auf welche es abgesehen war, werden so wunderbar, wie nur in dem schlechtesten Feuilleton-Romane, gerettet. Die Wächterin, deren Stiefvater am selben Tage seine Frau wegen tausend Frank vergiftet hat, läßt sich aus Verzweiflung von einem zweiten Sitzzug den Schädel zerquetsern. Inzwischen sind die beiden Liebenden zu der Überzeugung gekommen, daß Severines Mann ebenfalls sterben müsse; in dem Augenblicke aber, da Severine dem Freunde das Messer (es ist eigentlich dieselbe verhängnisvolle Gabel, mit der schon der Millionär abgestochen worden ist) in die Hand drückt, über-

* Einzig autorisierte Übersetzung von Alfred Rühemann. Badaueit, Verlag von G. Grimm, 1890.

kommt ihn wieder seine Liebhaberei und er ersticht die Ärmste. Wegen dieser Greuelthat werden Roubaud und ein Unschuldiger zu lebenslänglicher Zwangsarbeit verurteilt. Jacques würde frei ausgehen und seinen Sport weiter treiben können, wenn er nicht mit seinem Heizer zu zanken und zu raufen anfänge; die beiden Männer stürzen dabei von der Lokomotive herunter und werden zu Brei zermalmt.

Man wird zugestehen, daß diese Aufeinanderfolge schrecklicher Begebenheiten, von den üblichen Bettscenen begleitet, jedem Colportage-Roman Ehre machen würde. Und für Zola fällt es erschwerend ins Gewicht, daß die Herbeiführung dieser kraffen Ereignisse zum Teil seinem Kunstprinzipie widerspricht; so ist die Ausmalung des Eisenbahnunfalls offenbar die erste Absicht gewesen und die Herbeiführung durch ein eifersüchtiges Mannweib offenbar nur eine notdürftige Brücke; so rückt die letzte Katastrophe, wo zum vierten- oder fünftenmal Mord aus Eifersucht ausgeht, stark nach poetischer Gerechtigkeit, wenn Zola diesen Schlußgreuel nicht gar für den romantisch-satirischen Schlußaccord zu brauchen glaubte, von welchem gleich die Rede sein soll.

Vor dem Verdachte, ein Handlanger der Colportage zu sein, bleibt selbstverständlich ein so genialer Mann schon durch den Zauber seiner Sprache geschützt. Und wenn auch «La Bête Humaine» im Verhältnis wohl das schlechteste der Zolaschen Bücher heißen darf, so hat es außer der Sprache und dem vorzüglichen „Milieu“ doch noch in einigen Gestalten das Auge eines Meisters bewiesen. Freilich kennen wir sie jetzt schon alle, diese verbulten und neugierigen Nachbarinnen, diese käuflichen Würdenträger und diese cynischen Leute aus dem Volke. Aber wir kennen sie doch alle aus Zola selbst und hier und da begegnet uns doch wieder eine neue scharf skizzierte Gestalt, wie hier die Frau des Eisenbahnwärters, die sich um des Geldes willen still vergiften läßt.

Gegen die Hauptgestalt aber muß man nicht nur im Namen eines jeden Geschmacks, sondern auch der Kunststrichung selbst protestieren, deren fleißigster, erfolgreichster und kräftigster Vertreter Zola ist. Jacques Lantier ist freilich ein bestialischer Mensch; der Aufschlitzer Zack, dessen Schlächtereien monatelang die prädestinierten Zeitungen in Nahrung gesetzt haben, ist in diesem Wahnsinnigen gewissermaßen idealisiert, und Zola hat scheinbar nichts anderes gethan, als was Millionen von Zeitungslesern verlangten: das Geheimnis des Unholds. Nur daß die Leute in England und anderswo die brutale Thatfache, den Namen des Mörders wissen wollten, der Dichter aber seine Psychologie zu geben unternahm. Nun ist's nur möglich, daß Zola mit Jacques Lantier entweder einen Ausnahmefall schildern oder (wie der Titel und ein wüßtes Leitmotiv fast vermuten lassen) eine allgemeine, in der menschlichen Natur verborgene Mordlust darstellen wollte. In dem zweiten Falle wird die Menschheit unseres Jahrhunderts wahrscheinlich mit dem Dichter nicht mitgehen können; der Pessimismus Zolas ist unter allen seinen Gaben nicht die schlechteste, aber er wird uns nicht glauben machen, daß in uns allen eine Spur von Zack stecke. Die Gefühle der Männerwelt auf einem großen Ball, der eine Fülle weiblicher nackter Schultern zeigt, sind entschieden von Mordlust weit entfernt.

Wenn Zola aber nur den Ausnahmefall porträtieren wollte, so steht er ganz einfach nicht mehr auf dem Boden des Realismus, sondern ringt mit E. T. A. Hoffmann um die Palme der romantischen Verzerrung; und was in den bisherigen Romanen Zolas nur eine kokette Arabeske war, das wird jetzt zur Hauptsache. Der Naturalismus kann eben auch ohne „das Höhere“ nicht auskommen; findet er es in seinem eigenen Bereich, so wird er die gewaltigste Kunst durch moderne Symbole erreichen, findet er es nicht, so borgt er es, wo es zu haben ist, bei veralteten Litteraturströmungen.

Kleine Romantik wird auch in dem neuen Buche mit dem toten Material getrieben. Bis zum Überdruß wird das Bild

festgehalten, daß die Lokomotive ein Pferd und ihr Führer der Reiter sei; die Belebung der Eisenbahn wird nach einer Schablone durchgeführt, die Zola allerdings selbst erfunden hat, die er aber nicht bis zur Erschöpfung hätte wiederholen sollen. Eine zweite prachtvolle Schablone seiner eigenen Hand benützt er zu der Coda des Romans. Nachdem Führer und Heizer zermalmt sind, wird der mit Soldaten vollgepfropfte Zug von der überheizten Maschine unaufhaltsam Weile für Weile weiter geschleppt und der Leser soll darin ein Symbol für das Ende Napoleons III. erblicken. Das Bild ist nicht ohne Größe; aber wir erinnern uns, daß Zola seine trockenen Romane schon einigemal mit ähnlicher Satire geendet hat, wir finden diese italienische Musik als Schlüsselpunkt naturalistischer Schilderungen stillos und fürchten, daß die unvergleichliche Kraft des Dichters ihn nicht davor geschützt hat, sich wiederholen zu müssen.

Kleine Kritik.

Am 15. März ist Paul Heyse zur allgemeinen Überraschung seiner Verehrer und Verehrerinnen sechzig Jahre alt geworden. Der Dichter, der nicht nur um der Schönheit seiner Werke, sondern auch um seiner eigenen Schönheit willen berühmt war, wurde bei dieser Gelegenheit in vielen Blättern als Jubelgreis gefeiert, und wenn er nicht seinen guten Humor bewahrt hätte, so wäre er nach diesen feierlichen Ansprachen als steifer, alter Herr in das siebente Jahrzehnt seines Lebens hinübergeschritten. In Wahrheit ist es eine Unsitte der neuesten Zeit, die Jubiläen bedeutender Männer vorauszubatieren; den siebzigsten Geburtstag zu feiern, das gestattet und gebietet Urväterstille, und gar häufig dürfte mit dieser Feier auch das Wirken eines Poeten abgegeschlossen sein. Um so besser, wenn ein Mann wie Theodor Fontane dieses Jubiläum so jung begeht, als sündete er auf Freiersfüßen mit einer neuen Muse. Der sechzigste Geburtstag aber bildet für gewöhnlich keinen markanten Lebensabschnitt, und besonders bei Paul Heyse ist von Lust oder Zwang, sein Wesen zu ändern, nicht viel zu spüren. Warten wir also mit dem Rückblick auf sein Lebenswerk noch kleine zehn Jahre.

—r.

In anderer Weise als die französische Marceillaise, friedlicher und freundlicher, hat die Melodie von der „schönen blauen Donau“ ihren Weg durch die Welt gemacht; wo man Wiener Lebenslust, Wiener Schönheitszim und Wiener Walzer zu würdigen weiß, da ist dieses Meisterstück von Johann Strauß heimisch geworden. Aber der klassische Walzer hat bisher eine unangenehme Reisebegleitung an seiner Seite dulden müssen; der Text, welcher zu seinen Rhythmen vor vielen Jahren zum erstenmal von einem Männerchor gesungen wurde, galt als offizieller Text und war doch so wenig auf der Höhe der Musik, daß er außerhalb Wiens nur etwa zum Hohne citiert wurde. Nun ist dieses alte Unrecht gesühnt worden. F. von Gernerth hat mit musikalischem Ohr und mit gutem Geschmaack der berühmten Melodie Worte untergelegt, welche zwar an und für sich noch lange kein unsterbliches Gedicht bilden würden, aber nicht unwert sind, den Walzer auf seinen weiten Wegen zu begleiten. Wien liebt, wer es kennt, und so wird die starke Heimatliebe, die sich in dem Gedichte Gernerths ausspricht, ihm nirgends schaden.

—z.

Anknüpfend an die Besprechung des Romans „Geld“ von Ernst Ahlgren, Übersetzung von Mathilde Mann, Verlag von Schöner, und den von unserem Recensenten ausgesprochenen Tadel gegen den „angeleiteten und feigen Schluß“ mit der Verhöhnung der Eheleute durch ein — Adoptivkind, geht uns von kompetenter Seite die Mitteilung zu, daß sich im schwedischen Original weder dieser Schluß, noch eine Andeutung der Möglichkeit eines solchen befindet, und daß er allein ein Verdienst der Übersetzerin ist. Die Übersetzeründen gegen die nordische Litteratur sind ein Kapitel, das einmal der Erörterung bedürfte.

L. H.